

**Zeitschrift:** Romanica Raetica  
**Herausgeber:** Societad Retorumantscha  
**Band:** 26 (2024)

**Artikel:** "Guarda tge schubanza, mettain in'emanza!" : Denkfiguren des Weiblichen in der zeitgenössischen rätoromanischen Literatur  
**Autor:** Cadruvi, Viola  
**Kapitel:** 2: Das Leben der Frauen und die Literatur der Rumantschia  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1062319>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## 2 Das Leben der Frauen und die Literatur der Rumantschia

Ein wichtiger Bestandteil der Analyse dieser Arbeit ist die Einordnung der literaturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Figurenanalyse in einen weiteren, werkexternen Kontext. Dabei orientiert sich diese Arbeit zum einen an der Forschung von Silvia Bovenschen, die mit systematischen, historisch angelegten und literaturwissenschaftlichen Analysen nach kulturellen Grundmustern sucht, in denen Vorstellungen von Weiblichkeit organisiert werden (Bovenschen, 2016), zum anderen an den Untersuchungen von Elisabeth Bronfen. Letztere erforscht mittels Denkfiguren Analogien «zwischen den Repräsentanten der Vergangenheit und ihren gegenwärtigen Refigurationen» (Bronfen, 2015, 18) und beschreibt, wie sich später geschaffene ästhetische Gebilde in frühere einschreiben und somit den Blick auf das Frühere verändern. So soll der «kulturelle Transfer» (Bronfen, 2015, 11) dieser Denkfiguren des Weiblichen dargelegt werden, der auch neuere oder gegenwärtige Einschreibungen nicht ausser Acht lässt.

Das wechselseitige Verhältnis zwischen Literatur und Gesellschaft ist grundlegend für diese Arbeit. Es wird davon ausgegangen, dass die literarischen Frauenbilder die Auffassung beider Geschlechter soziokulturell ebenso geprägt haben, wie sich diese umgekehrt in der Literatur zeigt. Die Wirkungsmacht der dargestellten Weiblichkeitserfahrungen und der historischen Erfahrungen könnte an historischen Verschiebungen und sozialen Umdeutungen abgelesen werden. Wichtig ist jedoch, dass durch die Literatur nicht auf die historische Realität geschlossen werden kann, sondern nur auf Denkmuster und Vorstellungen, die Einfluss auf die Realität gehabt haben könnten. Der textexterne Kontext ist also nicht nur wichtig, um die Werke einordnen zu können, sondern auch um die Beschaffenheit und den Wandel der Denkfiguren zu analysieren.

Der Theorie der Literatursoziologie folgend, soll die Untersuchung der literarischen Texte also auch dazu dienen, gesellschaftliches Wissen (in diesem Fall gesellschaftliches Wissen betreffend Weiblichkeit) aufzuschlüsseln. Bei der Relationierung von literarischem und sozialem Wandel muss (wie bereits bezüglich der Wirkungsmächtigkeit von literarischen Darstellungen dargelegt) berücksichtigt werden, dass literarische Wandlungsprozesse zwar von einem sozialen Wandel aus zu begreifen sind, sich die einen Prozesse jedoch nicht umstandslos auf die anderen abbilden lassen (Magerski, 2019, 75). Weiter kann es Darstellungen geben, die nicht in die Entwicklungen des sozialen Wandels zu passen scheinen. Hier ist die Rede von einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Die Analyse dieser Darstellungen kann Erkenntnisse ermöglichen, die zum einen für das Verständnis der literarischen Werke, aber auch für das Verständnis gesellschaftlicher Phänomene von Bedeutung sind.

Durch einen Vergleich der unterschiedlichen Figurationen einer Denkfigur und mit Hilfe von Bezügen auf den kulturellen, historischen, sozialen und soziolinguistischen Kontext wird die Arbeit auf Besonderheiten bezüglich der Entwicklung und Figuration der Denkfiguren von Weiblichkeit in der rätoromanischen Literatur eingehen. Die Einordnung in den textexternen

Kontext soll helfen, über die Darstellung von Weiblichkeit in der Literatur zu reflektieren, namentlich darüber, inwiefern a) bestimmte Denkbilder, Mythen und Schemata in bestimmte Frauenbilder einfließen, inwiefern b) Zuschreibungen und das Spiel mit ebendiesen diese Bilder unterwandern und zu neuen Entwürfen von Weiblichkeit führen und inwiefern c) der Kontext der rätoromanischen Literatur und Kultur diese Darstellungen beeinflusst. Dieser Vergleich soll zeigen, ob und wie in der Figuration dieser Denkfiguren in der rätoromanischen Literatur gewisse Grundmuster vorherrschen und wie sich diese verändern oder verändert haben.

In Kapitel 2.1 wird auf soziale Bewegungen und historische Umwälzungen wie die Frauenbewegungen im Allgemeinen eingegangen, der Fokus liegt jedoch auf dem kulturellen, historischen und sozialen Kontext, auf den solche Bewegungen in Graubünden trafen.<sup>195</sup> Der soziolinguistische Kontext der rätoromanischen Literatur als Teil der Kultur einer alpinen Kleinsprache, wird in Kapitel 2.2 erörtert.<sup>196</sup>

## 2.1 Frauenleben und Frauenbewegung in Graubünden

Sehr ausführlich untersucht wurde die Frauenfrage in Graubünden in der Buchreihe *Fraubünden: Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert* mit den einzelnen Bänden *FrauenRecht* (Hofmann et al., 2003), *FrauenKörper* (Hofmann et al., 2005), *FrauenArbeit* (Hofmann et al., 2006) und *FremdeFrau* (Hofmann et al., 2008). Es handelt sich dabei um sozialwissenschaftliche Analysen. Jedoch beschreibt beispielsweise Ivo Berther in *FrauenKörper* in seinem Beitrag zu weiblichen Rollenbildern in der Surselva von 1870 bis 1970 deren ideologische Hintergründe, wobei er sich teilweise auch auf literarische Quellen stützt (Berther, 2005). Grundsätzlich liefern die Untersuchungen dieser Reihe das nötige Hintergrundwissen für eine Analyse weiblicher Themen und Fragen in literarischen Werken Graubündens.

### 2.1.1 Vor 1900: Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere

Es ist für eine Arbeit, die sich mit Texten ab 1945 beschäftigt, unerlässlich, sich auch mit den geschlechtsspezifischen Situationen und Entwicklungen vor 1900 auseinanderzusetzen. Im 19. Jahrhundert fand in der westlichen Kultur eine Entwicklung in Richtung bürgerliche Gesellschaft statt. Nicht nur die Familie und die Geschlechterrollen wurden zu einer öffentlichen Angelegenheit, auch die Sexualmoral war davon betroffen: Das Familienmodell, das von bürgerlicher Seite propagiert wurde, bot durch Intimität und Privatheit eine neue Grundlage für das Verschwinden der Sexualität in der Heimlichkeit (Bachleitner, 2007, 117). Der Dualismus von Mann und Frau und die daraus hervorgehenden noch heute wirksamen Rollenbilder wurden vom Bürgertum des 19. Jahrhunderts ganz entscheidend geprägt und gefördert. In den

<sup>195</sup> Exemplarisch wird in den einzelnen Kapiteln auf bestimmte Phänomene und Entwicklungen in der rätoromanischen Literatur aufmerksam gemacht, die mit den sozialen, kulturellen und historischen Hintergründen in Verbindung gebracht werden können.

<sup>196</sup> Der soziolinguistische Kontext und der sozial- und kulturhistorische Kontext sind teilweise schwer zu differenzieren, da sich viele Besonderheiten der Rumantschia nicht auf die Sprache, sondern auf den geografischen Kontext, also auf die rurale, alpine, periphere Situation Graubündens zurückführen lassen. Es wird davon ausgegangen, dass die Beschaffenheit des Rätoromanischen als Kleinsprache (wenige Sprecher:innen, gegenseitige Bekanntheit) ähnliche Effekte haben kann, wie die Umstände einer ruralen oder peripheren Situation (Kleinräumigkeit). Phänomene dieser Art werden in 2.2 behandelt und etwaige Ambivalenzen bezüglich ihrer Ursache entsprechend ausgewiesen.

Beiträgen von *Fraubünden* wird zum Beispiel immer wieder auf diesen Geschlechterdualismus aufmerksam gemacht, der laut Forschenden in Graubünden besonders tief verwurzelt war und immer noch ist (Hofmann et al., 2003, 14, 15, 55).<sup>197</sup>

Die Historikerin Karin Hausen hat den Geschlechterdualismus anhand wissenschaftlicher, pädagogischer, literarischer und medizinischer Texte analysiert und ihre Ergebnisse tabellarisch festgehalten. Entstanden ist eine vielzitierte und gleichzeitig vieldiskutierte Darstellung der bürgerlichen Geschlechtscharaktere als Gegensatzpaare.

Die Darstellung Hausens ist aus Sicht vieler Historiker:innen provokant, da Eindeutigkeit suggeriert wird – in einer Wissenschaft in der vieles relativiert und alles kontextuell betrachtet wird. Trotzdem soll sie an dieser Stelle wiedergegeben werden, da im Verlauf dieser Arbeit immer wieder auf dieses dualistische Konzept und seine Auswirkungen Bezug genommen wird, um bestimmte Ein- und Zuschreibungen zu erklären.

MANN	FRAU
Bestimmung für: Aussen Weite Öffentliches Leben	Bestimmung für: Innen Nähe Häusliches Leben
Aktivität Energie, Kraft, Willenskraft Festigkeit Tapferkeit, Kühnheit	Passivität Schwäche, Ergebung, Hingebung Wankelmut Bescheidenheit
Tun selbstständig strebend, zielgerichtet, wirksam erwerbend gebend Durchsetzungsvermögen Gewalt Antagonismus	Sein abhängig betriebsam, emsig bewahrend empfangend Selbstverleugnung, Anpassung Liebe, Güte Sympathie
Rationalität Geist Vernunft Verstand Denken Wissen	Emotionalität Gefühl, Gemüt Empfindung Empfänglichkeit Rezeptivität Religiosität

<sup>197</sup> Eine biblisch hergeleitete Erklärung dieses Geschlechterdualismus findet sich bei Berther (Berther, 2005, 81ff.).



Abstrahieren, Urteilen

Tugend

Würde

Verstehen

Tugenden

Schamhaftigkeit, Keuschheit

Schicklichkeit

Liebenswürdigkeit

Taktgefühl

Verschönerungsgabe

Anmut, Schönheit

(Hausen, 1976, 368)

Da in dieser Arbeit in der literaturwissenschaftlichen Analyse häufiger auf diese Definitionen der Geschlechtscharaktere zurückgegriffen wird, soll hier anhand einiger kurzer Beispiele der Einfluss beziehungsweise die Auswirkungen ebendieser Festlegungen dargelegt werden.

Hausen stellt fest, dass diese Begriffe zur Absicherung des Patriarchats, mehr noch, als Vehikel zur Festigung eines neuen Familienbegriffs dienten. Besonders im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde argumentiert, dass die Verschiedenartigkeit der Geschlechter eine Gleichstellung verhindere: «So wird beispielsweise die Forderung, Frauen zur Gymnasial- und Universitätsausbildung zuzulassen, als Gefährdung der Mutterschaft oder als Widersinn angesichts des «physiologischen Schwachsinn des Weibes» bekämpft» (Hausen, 1976, 376).<sup>198</sup> Die Manifestierung obiger Begriffe (und Begriffspaare) als Definition der Geschlechtscharaktere ist also verantwortlich für die Rollen, in denen sich auch heute noch viele Frauen (und Männer) gefangen sehen.

In Zuweisungen wie Sympathie, Güte, Verstehen und Religiosität findet sich beispielsweise die Wurzel der in der westlichen Kultur vorherrschenden Vorstellung der Kulturaufgabe der Frauen, die inhumane Männerwelt durch Humanität zu verbessern. Diese Vorstellung ist Ursache dafür, dass auch heute noch der Grossteil der Pflegearbeit und der unbezahlten Freiwilligenarbeit von Frauen geleistet wird (Belser, 2010, 7). Sie ist ebenfalls mit ein Grund für die schlechte Bezahlung von Arbeit im Bereich der Pflege und Kleinkinderziehung. Auch diese werden als humanitäre Aufgaben verstanden, die aus Güte, Hingabe und Zuneigung (von Frauen) getätigt werden sollen und nicht, um Geld zu verdienen. Nach dieser Auffassung ist es Lohn genug, das Leben einer anderen Person verbessert zu haben – was seine Ursache im Verständnis hat, eine Frau habe sich für ihre Liebsten in einem Akt der Selbstverleugnung und Anpassung aufzuopfern.<sup>199</sup>

Hausen weist ausserdem darauf hin, dass die Geschlechtscharaktere einen Einfluss auf die Bildung hatten und immer noch haben. Oftmals werden Mädchen noch immer von allem Rationalem (Mathematik, Naturwissenschaften etc.) ferngehalten. Das Einführen der Frau in den Haushalt prägte die gesamte Bildung. So blieb die Hausarbeit weibliches Terrain

<sup>198</sup> Zur Entwicklung der Frauenbildung in Graubünden siehe Kapitel 2.1.4.

<sup>199</sup> Dieses Verständnis findet sich in der Denkfigur der Mutter wieder und wird in vielen literarischen Figuren verkörpert. Siehe Kapitel 4.4.3.

und bürstete den Charakter als Arbeit ein – auch in Graubünden. Auch hier erfuhr das Volksschulwesen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Zunahme geschlechterspezifischer Prägung. Knaben und Mädchen wurden vermehrt getrennt unterrichtet, Mädchen vornehmlich in Fächern wie Handarbeit, um sie auf ihre «zukünftige Bestimmung [...] als Gattin und Hausmutter» vorzubereiten (Metz, 2006, 153ff.). Ausserdem wurde die Schulpflicht für Mädchen in Graubünden erst 1887 eingeführt, 34 Jahre später als die Schulpflicht für Jungen (Cathomas-Bearth, 2012).<sup>200</sup>

Die zunehmende Verbreitung dieser Geschlechtscharaktere im 19. Jahrhundert ist also nicht zwingend auf die immer grösser werdenden Unterschiede zwischen den Welten (dem häuslichen und ausserhäuslichen Arbeitsbereich), in denen sich Mann und Frau bewegten, zurückzuführen, sondern vor allem auch auf die Bildungspolitik. Hausen sieht die Definition der Geschlechtscharaktere gleichzeitig als «Formulierung eines Bildungsprogrammes» (Hausen, 1976, 387f.). Diesem sei es geschuldet, dass sich diese Geschlechtscharaktere derartig tief in unserer Gesellschaft verankert haben und bis heute nachwirken.<sup>201</sup>

Die Darstellung Hausens ist ausserdem ein sehr gutes Beispiel für den wechselseitigen Einfluss zwischen Literatur und Gesellschaft. Hausen zieht ihre tabellarische Auflistung der Geschlechtscharaktere unter anderem aus literarischen Werken, jedoch auch aus medizinischen und pädagogischen Texten, die alle aus dem gleichen Zeitraum stammen. Die Tatsache, dass die Geschlechtscharaktere in verschiedenen Textsorten vorkommen, zeigt, dass diese gleichzeitig reproduziert und eingeschrieben werden – der Geschlechterdiskurs wird sowohl literarisch als auch historisch-gesellschaftlich geprägt.

Ausserdem lassen sich mithilfe von Hausens Darstellung viele literarische Frauenfiguren (und auch Männerfiguren) analysieren und die ihnen zugrunde liegenden Geschlechtervorstellungen aufdecken.

### 2.1.2 Vor und während des Zweiten Weltkriegs: Die erste Welle der Frauenbewegung

Das bürgerliche Modell der Kleinfamilie konnte trotz des starken Aufschwunges des Bürgertums in der Schweiz in einigen Bergregionen Graubündens wohl erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts Fuss fassen. Unter anderem die Bedeutung der Landwirtschaft als Arbeitszweig verlangsamte die Etablierung der Kleinfamilie. Auf einem Hof war man oftmals auf die Arbeitskraft der gesamten Familie angewiesen. Noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein lebten und arbeiteten mehrere Generationen in Haus und Hof, wobei die Frauen jeweils einheirateten und sich an die Schwiegerfamilie anzupassen hatten. Auf dem Feld und im Stall gab es zumindest

<sup>200</sup> In der Literatur wird diese Ungleichbehandlung von Mädchen und Jungen öfter angesprochen, siehe u. a. Kapitel 4.3, 5.4.3.

<sup>201</sup> Ein Beispiel dafür, wie sehr die Geschlechtscharaktere bis heute spürbar sind, ist die Attribuierung von Erfolg. Frauen tendieren eher dazu, Erfolg extern zu verorten (Glück) und Misserfolg intern (persönliches Versagen). Männer zeigen öfter die umgekehrte Tendenz. Der Grund dafür ist oft schon im Kindesalter zu suchen. Jungen werden zu grösserem Selbstbewusstsein erzogen, indem sie eher für Dinge gelobt werden, die sie tun, als für Dinge, für die sie nichts können (z. B. das Aussehen). Umgekehrt wird dafür mit weiblichen Säuglingen öfter gesprochen, Kommunikation und Beziehung wird so verstärkt, was sich dann wieder auf die Empathiefähigkeit auswirkt (Schöne & Tandler, 2021). Eine literarische Darstellung dieses Phänomens findet sich unter anderem bei *Nus duas* (Kapitel 3.3) und *La racolta dals siemis* (Kapitel 4.3).

in den Bergbauernfamilien keine strikte Arbeitsteilung nach Geschlechtern: Die Frau war Mitarbeiterin des Mannes und half überall mit, auch bei schwerer körperlicher Arbeit. Nicht beteiligt waren die Frauen an den Arbeitsorten Maiensäss und Alp (Berther, 2005, 100).

Gerade während der Kriegszeiten, als viele Männer zum Militärdienst eingezogen wurden, übernahmen die Frauen jedoch sämtliche anfallende Arbeiten. Dies bedeutete Mehrfachbelastung und Verantwortung. Silvia Conzett zitiert in *FrauenArbeit* einen «alten Mann», der meint, die Frauen hätten während des Krieges mehr Landesverteidigung geleistet als die Männer (Conzett, 2006, 27ff.).

In der Surselva waren Grossfamilien zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Regel. Armut war gleichzeitig Folge und Ursprung dieser Grossfamilien. Man konnte es sich oft schlicht noch nicht leisten in einer kleineren Gemeinschaft zu leben. Viele Menschen bedeuteten zwar viele Mäuler, die zu stopfen waren, sie bedeuteten jedoch auch gegenseitige Unterstützung und die vielen Kinder zusätzliche Arbeitskräfte, denn Kinder wurden schon früh in die Arbeit hinein-erzogen. Als Hauptgrund für den Kinderreichtum der Familien in der Surselva gilt jedoch die Religion. Im Katholizismus ist die Fortpflanzung der Hauptzweck der Ehe, und Kinder bedeuten Gottgefälligkeit. Die gesamte rätoromanischsprachige katholische Bevölkerung wuchs zwischen 1925 und 1948 beträchtlich. Jede Verhütung galt als Sünde, Abtreibung sowieso. Manchmal wird auch der Erhalt des Rätoromanischen als Grund für die Grossfamilie angeführt<sup>202</sup> (Berther, 2005, 76ff.).

Bezüglich der Familie brachten die bürgerlichen Wertvorstellungen zumindest in der Surselva vorerst keinen Wandel von der Gross- zur Kleinfamilie. Auf die Rolle der Frau hatte die dahingehende Polarisierung der Geschlechtscharaktere jedoch durchaus einen Einfluss.

So ging in Graubünden die Anzahl der weiblichen Berufstätigen im Sektor der Landwirtschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts zurück. Bis 1920 arbeitete durchschnittlich jede zweite Frau in der Landwirtschaft, bis 1930 sank diese Beschäftigungsrate um 50 Prozent.<sup>203</sup> Profiteure waren das Gastgewerbe und der Dienstleistungsbereich, vorab die Hauswirtschaft. Die Zahl der Männer, die in der Landwirtschaft arbeiteten, blieb bis in die 1950er-Jahre mehr oder weniger konstant (Hofmann et al., 2006, 7).

Die Reduktion der Frau auf die Rolle der Hausfrau, Gattin und Mutter betraf somit sämtliche Bevölkerungsschichten – nicht nur den Mittelstand. Gerade in den bäuerlichen Familien der katholischen Surselva hatte die Familie einen hohen Stellenwert, was die Frauen noch stärker in die von der Gesellschaft geachtete Rolle der Hausfrau und Mutter gedrängt haben muss (Hofmann et al., 2005, 160).

202 «Ausgangspunkt bildet dabei die (mittlerweile überholte) Degenerationsthese, die besagt, dass der Verlust der hervorgebrachten Sprache eines Gebiets einem Verlust der geistigen Fähigkeiten gleichkomme» (Berther, 2005, 78). Dies kann wohl ebenfalls als Resultat der Spracherhaltungsbewegung betrachtet werden. Mehr dazu in Kapitel 2.2.5.

203 Es wäre interessant festzustellen, inwiefern eine Wechselwirkung zwischen dem Rückgang der Frauen aus der Landwirtschaft und den vorherrschenden Frauenbildern in der Literatur bestand. Wenn zuvor Frauen, zumindest den Bäuerinnen, durchaus körperliche Stärke und Zähigkeit zugerechnet wurden, so könnte die Häufigkeit dieser Darstellung mit ihrem Rückgang ebenfalls geschwunden sein. Anhand einer Untersuchung literarischer Texte jener Zeit könnte ein solcher Zusammenhang festgestellt werden. Angesprochen wird das Thema in Kapitel 4.2, jedoch liegt der Fokus dieser Arbeit auf einem späteren Zeitraum.

Zur Zeit der Weltwirtschaftskrise um 1929 wurden erwerbstätige Frauen zurück an den Herd geschickt, bezahlte Arbeit, der Frauen während des Ersten Weltkriegs vermehrt nachgehen konnten, war wieder den Männern vorbehalten. In der Krisenzeit der 30er-Jahre wurde das Frauenstimmrecht<sup>204</sup> in der Schweiz denn auch kaum erwähnt. Dies ist wohl nicht zuletzt auf die Bewegung der geistigen Landesverteidigung in der Schweiz der 30er- und 40er-Jahre zurückzuführen.<sup>205</sup> Frauen wurden wieder vermehrt in die Familie verwiesen, in das Reich der Frau. Autorinnen dementsprechend auf den privaten Raum: Das Schreiben von Tagebüchern und Briefromanen war gesellschaftlich mehr oder weniger akzeptiert, was darüber hinausging wurde ignoriert oder verworfen (Pormeister, 2003, 48). Beim Übertreten dieser Grenzen drohten Sanktionen. Ein Beispiel dafür ist die Ärztin und Schriftstellerin Emanuele Meyer-Schweizer, die in der Schweiz ein Redeverbot erhielt (Pormeister, 2003, 48).<sup>206</sup> In den 30er-Jahren wurde im Rahmen der aktiven Familienschutzpolitik weiterhin die Rolle der Frau als Mutter aktiv betont – ein Bild, während der Kriegsjahre beibehalten wurde, auch wenn viele Frauen damals in Betrieben, Haushaltungen und im militärischen Frauenhilfsdienst arbeiteten (Jecklin & Volland, 2003, 83).

Noch 1940 galt das häusliche Leben als Wirkungsbereich der Frau: «Sie hatte in der entstehenden Industriegesellschaft die aus bürgerlicher Sicht geringer bewertete unbezahlte Familienarbeit zu leisten und blieb in der Geschlechterhierarchie dem Mann untergeordnet» (Hofmann et al., 2005, 161).

### 2.1.3 Exkurs:

#### Leitbilder für Frauen in der katholischen Surselva zwischen 1870 und 1970

Als Ergänzung zu den wenigen bestehenden Analysen zur Darstellung der Frau in der rätoromanischen Literatur soll hier eine Untersuchung von Ivo Berther zusammengefasst werden. Er beleuchtet im Rahmen der Reihe *Fraubünden* den Einfluss der «antimodernistischen Subkultur in der rätoromanischen katholischen Surselva» (Berther, 2005, 80) auf die Rolle der Frau in dieser Region.<sup>207</sup> Diese antimodernistische Bewegung verortet er zwischen 1870 und 1970. Im Zuge dessen legt er in einem Kapitel die damals vorherrschenden kulturellen Leitbilder für Frauen und deren Macht aus.

Ausgehend vom starken Einfluss des Katholizismus leiten sich die ersten beiden Leitbilder aus der Bibel ab. Die heilige Maria gilt laut Berther als Vorbild aufgrund ihrer Rolle als Mutter und wegen ihres Gottesglaubens. An ihrem Beispiel orientiert sich Berther auch, wenn er den Geschlechterdualismus aus dem christlichen Rollenverständnis herleitet, und tatsächlich

204 Wenn in dieser Arbeit von Frauenstimmrecht gesprochen wird, ist das generelle Frauenstimm- und -wahlrecht gemeint.

205 «Emanzipatorische Forderungen treten zugunsten traditioneller Rollenvorstellungen und der Verteidigung der hergebrachten politischen Ordnung in den Hintergrund» (Jecklin & Volland, 2003, 81). Mehr zum Zusammenhang zwischen der geistigen Landesverteidigung und der rätoromanischen Literatur und Kultur in Kapitel 2.2.5.

206 Ein weiteres Beispiel ist Meta von Salis-Marschlins, siehe bei Exkurs 2.1.4.

207 Berther wählt den Begriff der «antimodernistischen Subkultur», um die Konservativität einer bestimmten Region bei gleichzeitiger Modernisierung und wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Wandel zu beschreiben (Berther, 2005, 80). Im Grunde ist es ein Ausdruck zur Beschreibung einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Innerhalb der Surselva im betreffenden Zeitraum von einer antimodernistischen Subkultur zu sprechen, ist allerdings etwas irreführend, da die konservativen Kräfte vorherrschend waren. Deswegen wird hier in der Folge von der antimodernistischen Bewegung die Rede sein.

wären der heiligen Maria aus der Bibel wohl all die von Hausen beschriebenen dargelegten Charaktereigenschaften zuzuschreiben. Als Negativleitbild, sozusagen als Abschreckungsbeispiel, wird die biblische Eva herbeigezogen. Aus ihr werden die Geschlechterstereotypen der Schwatzhaftigkeit und Neugier abgeleitet, weiter die negativen Charakterzüge der Herrschsucht und Überheblichkeit und die Verführung in Form der Geschlechtlichkeit der Frau. Laut der religiösen Auffassung war (und ist) die Frau also entweder Hexe (oder Hure) oder Heilige, sie verweist entweder auf den Himmel oder die Hölle (Berther, 2005, 83ff.).

Das nächste Leitbild das Berther anführt ist die Ehefrau. Ihre Charakteristika sind Frömmigkeit, Gehorsam gegenüber ihrem Ehemann, ja sogar komplette Unterordnung gegenüber dem Familienoberhaupt. Ihr Wirkungsfeld ist der Haushalt. Mit Fleiss widmet sie sich dem Nestbau: «Eine gute Hausfrau denkt an alles, an Kleidung und Nahrung, an all die tausend Dinge des Alltags und wären sie noch so unbedeutend» (Berther, 2005, 88). Auch hat sie ihren sexuellen Verpflichtungen nachzukommen, solange der Ehemann «nichts Unerlaubtes oder Unvernünftiges» verlangt (Berther, 2005, 89).

Einzig im Leitbild der Mutter zeigen sich einige Ambivalenzen, zumindest zwischen der Mutter nach älterem katholischen Verständnis und den Charakteristika der Frau nach dualem Geschlechterverständnis. Das Verhältnis der Mutter zu ihren Kindern sollte nach katholischem Verständnis nicht in erster Linie durch Liebe geprägt sein, sondern durch Autorität und Strenge. Sie ist Erzieherin und Wegbereiterin der Kirche. Berther stellt als Folge dieser rigiden Erziehungsvorgaben «eine ambivalente Haltung der Eltern ihren Kindern gegenüber» fest, «eine Gratwanderung zwischen Liebe, Strenge und Vernachlässigung» (Berther, 2005, 91). Es ist davon auszugehen, dass sich dieses Verständnis von Mutterschaft mit dem Einfluss der obigen Geschlechtscharaktere gewandelt hat. Die fromme, liebende gute Mutter war es denn auch, die in vielen zum Teil autobiografischen Volksschriften verklärt und zum Mythos gemacht wurde. Daraus schliesst Berther, dass die Mutterschaft als eigentliche «Heldenrolle» der Frau galt. Daher seien auch Neuerungen, die diese Rolle betrafen, besonders suspekt erschienen. Berther zitiert hier Imelda Coray-Monn<sup>208</sup> aus dem *Calender Romontsch* 1965<sup>209</sup>:

208 Das Zitat stammt von jener Imelda Coray-Monn, die auch die beiden Artikel zu den Frauenfiguren bei Vic Hendry und Toni Halter geschrieben hat. Im Artikel *La personalitad della mumma* rechnet sie mit dem Bild der «süssen Mutterschaft» ab, jedoch nicht im Sinne einer feministischen Einstellung, sondern im Sinne einer zutiefst religiösen Vorstellung von Mutterschaft, wie sie auch von Berther beschrieben wird. Jedoch betont Coray-Monn auch die Wichtigkeit der Bildung, wenngleich sie damit nur die religiöse Bildung (tägliches Bibelstudium, Besuch religiöser Vorträge im Frauenverband) und eheliche Gespräche (Bildung durch den Ehemann) meint. Sie bewegt sich damit in der Tradition der Geschlechterdarstellung der Romantik, wenn sie schreibt: «Igl ei ina dellas grondas miracas della carezia che dus san luentar lur personalitad schi grondiusamein, ch'ei dat ina harmonia denter esser masculin e feminin» (Coray-Monn, 1965, 214); «Es ist eines der grossen Wunder der Liebe, dass zwei Persönlichkeiten so verschmelzen können, dass eine Harmonie zwischen dem weiblichen und männlichen Sein entsteht» (VC). Berther betont, dass Imelda Coray-Monn massgeblich an der geistigen Emanzipation der Frauen in der Surselva beteiligt gewesen sei (Berther, 2005, 121). Obiges Zitat mag nicht in diese Richtung deuten, jedoch veröffentlichte Coray-Monn auch ein Aufklärungsbuch (Coray-Monn & Coray, 1968) und weitere Artikel sowie literarische Texte mit Fokus auf Frauenforschung (Coray-Monn, 1974, 1975, 1981), die auf eine fortlaufende Modernisierung ihrer Einstellung hinweisen.

209 Diese Ausgabe des Jahrbuchs widmet sich gänzlich dem Thema Mutterschaft. Elf Artikel sollen beraten und belehren, unter anderem die ledige Mutter, *La mumma ledia* (S. C. Berther 1965); die Mutter und das Kind in der Fremde, *La mumma ed igl affon egl jester* (Monn 1965); die Mutter und Bäuerin, *Mumma e pura* (S. T. Berther 1965); und die Mutter als Verteidigerin des Vaterlandes, *La mumma la defensura della patria* (Livers-Deplazes 1965). Von diesen elf Artikeln sind fünf von Pfarrern verfasst, mindestens zwei von Lehrern und nur zwei von Frauen, eine davon eine Nonne. Mehr dazu bei Cadruvi, 2020.



En verdad eisi ina gronda grazia per la dunna de stgar daventar mumma. Ella retscheiva la pusseivladad ded abdicar a sesezza, de piarder igl egoissem nuschent e daventar ina persunalitad per temps e perpetnadad<sup>210</sup> (Coray-Monn, 1965, 212).

In anderen Worten: Mutterschaft bedeutete, dem weiblichen Geschlechtscharakter, den Hausen beschreibt, ein Stück näher zu kommen. Inwiefern Berthers Einschätzung auch auf die Literatur zutrifft und auch auf andere Teile des rätoromanischen Sprachgebiets anzuwenden wäre oder ob in der Surselva möglicherweise gegen diese Leitbilder angeschrieben wurde, wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit festgestellt werden.<sup>211</sup>

#### 2.1.4 Exkurs: Ausbildung und Beruf für Frauen in Graubünden

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schlossen sich Frauen vermehrt zu bürgerlichen Verbänden und Vereinen zusammen, um die soziale und wirtschaftliche Situation zu verbessern, wobei die herkömmliche Rollenverteilung hier noch nicht infrage gestellt wurde. Es ging um ehrenamtliche Arbeit für gemeinnützige Zwecke, ganz im Sinne der humanitären Kulturaufgabe der Frau nach obigem Verständnis der Geschlechtscharaktere. Mehr dazu bei Jecklin & Volland, 2003, 78ff.

Frauen, die diesen Geschlechtscharakteren zuwiderhandelten, wurden von der Gesellschaft geächtet und nicht selten auch rechtlich abgestraft. In diesem Zusammenhang wird oftmals die Bündnerin Meta von Salis-Marschlins (1855–1929) genannt. Sie gilt als Vorkämpferin für das Frauenstimmrecht und war für ihre Zeit (und besonders «für das periphere Graubünden», Jecklin & Volland, 2003, 75) sehr radikal. So brachte ihr eine Rede eine Anklage wegen Ehrverletzung und eine siebentägige Gefängnisstrafe ein. 1899 verliess sie ihre Heimat endgültig.<sup>212</sup> Von der Oberländerin Luisa Caduff-Camenisch (1879–1964) ist die Aussage bekannt, dass Frauen nicht nur Sklavinnen sein sollen, was letzten Endes nicht gut für sie endete. 1901 wurde sie zur Ehe mit einem Bauernsohn gedrängt, und litt danach unter psychischen Problemen. «Wer solche Gedanken aussprach, tanzte aus der Reihe und manövrierte sich in die soziale Isolation. So wählten Frauen teilweise den Weg in die innere Emigration – oder aber sie teilten das Schicksal der Luisa Caduff-Camenisch» (Berther, 2005, 115).

Vereine und Verbände, die sich für die Belange von Frauen einsetzten, traten vor allem im liberalen Umfeld auf, doch auch die katholische Kirche sah ihre Chance und versuchte die Frauen über Kongregationen und Müttervereine<sup>213</sup> zu erreichen. Diese Vereine bezweckten jedoch vor allem die Förderung einer katholischen Lebensweise. In der Surselva entstand der erste

210 «In der Tat es ist ein grosser Segen für die Frau, Mutter werden zu dürfen. Sie erhält so die Möglichkeit, sich von sich selber abzuwenden, dem schädlichen Egoismus zu entsagen und eine Persönlichkeit für Zeit und Ewigkeit zu werden» (Berther, 2005, 96).

211 Alle drei Analysekapitel gehen in irgendeiner Art und Weise auf die von Berther beschriebenen Leitbilder ein, die *Femme fatale* auf die Eva, die Mutter auf die Maria und die Mutter und die Jungfrau ebenfalls auf die Maria, mit dem Fokus auf die Eigenschaft der Unschuld beziehungsweise der Jungfräulichkeit.

212 Im gleichen Jahr wird die Bündner Sektion des Schweizerischen Frauenverbandes gegründet. Es wird noch fast ein Jahrhundert dauern, bis alle Schweizerinnen das Wahl- und Stimmrecht haben. Mehr zum Kampf von Meta Salis-Marschlins u. a. bei Hofmann et al., 2003, 74ff. und Stump, 1986.

213 Ein Beispiel für die Funktion und Wirkungsweise solcher Vereine findet sich im Artikel *La persunalitad della mumma* von Imelda Coray-Monn (Coray-Monn, 1965, 215).

regionale Zusammenschluss, der wirklich der Sache der Frau diente, erst 1931 – auf Initiative der Bäuerinnen. Der Verein Sursilvanas war überkonfessionell, was zu einem raschen Ende des Zusammenschlusses führte, 1933 entstand der Bündnerische Kantonalverband Katholischer Frauen, der die Sursilvanas ablöste (Berther, 2005, 108).

Diese Zusammenschlüsse waren Teil einer grösseren länderübergreifenden Bewegung, die auch als erste Welle der Frauenbewegung bezeichnet wird. Die Hauptziele dieser ersten Welle waren das Recht auf Erwerbsarbeit (sprich materielle Unabhängigkeit) und das Recht auf Bildung. Diese Forderungen waren auch in Graubünden aktuell. Im Mai 1904 fordert Caroline Stocker-Caviezel neue Lebensberufe für Frauen, den Zugang zu höheren Schulen und grundsätzlich gleiche Rechte. Gleiches verlangte die rätoromanische Schriftstellerin Clementina Gilly 1909 (Valär, 2022a, 246).<sup>214</sup> In Graubünden gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwar keinen Stimmrechtsverein, doch auch hier engagierte man sich für das Frauenstimm- und Wahlrecht (Jecklin & Volland, 2003, 78f.). Im Zuge der ersten Welle der Frauenbewegung erreichten viele westliche Staaten das Frauenstimmrecht. Die Schweiz blieb davon jedoch bis zur zweiten Welle der Frauenbewegung ausgeschlossen.

Solche Zusammenschlüsse (oder der Mangel derselben) offenbarten auch die Bedeutung des Berufs für die Frau. Dieser verschaffte ihr eine Gemeinschaft und Möglichkeiten zum Austausch und zur gegenseitigen Unterstützung. Nachdem technische Neuerungen wie Waschmaschinen das gemeinsame Waschen im Dorf hinfällig werden liessen und die Frauen mehr und mehr in die Isolation des Haushalts trieben, wurden diese Möglichkeiten umso wichtiger. Einer der häufigsten Berufe für Frauen in Graubünden war bis Mitte des 20. Jahrhunderts der Bäuerinnenberuf. 1934 wurde vom Dominikanerinnenkloster Ilanz die erste Bäuerinnenschule ins Leben gerufen. Gerade in den Grossfamilien, bei denen auf dem Hof irgendwann kein Platz mehr für weitere Arbeitskräfte war, verdienten die unverheirateten Töchter auswärts etwas Geld und trugen so zum Familieneinkommen bei. Nicht selten finanzierten sie die Ausbildung der Brüder mit. Auswärts arbeiten hiess oft, in einem fremden Haushalt oder Dorfladen zu arbeiten.<sup>215</sup> Industrie gab es zumindest in der Surselva wenig, die Tuchfabrik in Trun (gegründet 1912) bildete eine Ausnahme. Eine Arbeit weiter weg von zu Hause, im Ausland oder in Hotels, gefährdete die Integrität der jungen Frauen, wobei sie dies oftmals trotzdem (aus Geldnot oder wegen eines Berufswunschs) auf sich nahmen (Berther, 2005, 97ff.).

In Graubünden gab es für Frauen ab 1899 die Möglichkeit an der Gewerbeschule Chur einzelne Unterrichtsfächer zu besuchen, jedoch hatten sie erst ab 1920 das gleiche Recht auf Ausbildung wie die Männer. 1920 waren ein Viertel der Gewerbeschüler Lehrtöchter, ab 1930 verzeichnete die Schule jedoch einen Rückgang, wohl im Zusammenhang mit der 1929 eingerichteten Lehrwerkstatt für Damenschneiderinnen und der 1935 lancierten Köchinnenausbildung an der Bündner Frauenschule (Graf, 2006b, 208ff.). Die Einrichtung dieser Ausbildungsstätten könnte mit dem Wandel zum bürgerlichen Bild der Frau zusammenhängen, da sowohl Schneiderinnen als auch Köchinnen wohl eher zum bürgerlichen Frauenbild passten als die klassischen Lehrausbildung an der Gewerbeschule.

<sup>214</sup> Mehr dazu in Kapitel 5.4.3.

<sup>215</sup> In der Stadt Chur sah die Situation etwas anders aus: Dort gab es schon früh mehr Möglichkeiten für Frauen sich im Verkauf auszubilden oder gar eigene (Mode-)Geschäfte zu gründen und zu führen. Mehr dazu bei Graf, 2006a, 2006b.



Alle diese Tätigkeiten bildeten jedoch meist nur die Vorstufe zur eigentlichen Berufung: Ehefrau und Mutter. So verwundert es kaum, dass zunächst nicht viel in die Ausbildung junger Frauen investiert wurde.

Eine Ausnahme war der Beruf der Hebamme, der der Frau vorbehalten war. Bereits 1808 wurde in Graubünden eine Hebammenschule gegründet, jedoch bestand auch Ende des 19. Jahrhunderts noch keine finanzielle Sicherheit – viele Hebammen waren auf Nebeneinkünfte angewiesen. Auch waren die Hebammen in den Dörfern nicht nur angesehen, oftmals wurden sie für Fehlgeburten, ja sogar für das «falsche» Geschlecht des Kindes verantwortlich gemacht. Zudem lastete dem Beruf etwas Geheimnisvolles, ja Verdächtiges an. Dies auch aufgrund der Tatsache, dass das Wissen darum lange Zeit mündlich weitergegeben wurde. Hebammen wurden denn in der Frühen Neuzeit auch besonders oft als Hexen angeklagt. Die Verbreitung von Spitälern zu Beginn des 20. Jahrhunderts verbesserte die Situation der Hebammen nicht, viele wurden zu Hilfsarbeiterinnen degradiert.<sup>216</sup> Das biografische Werk über die Hebamme Maria Ludivina Camartin, aufgezeichnet von ihrer Tochter Florentina Camartin (Camartin, 1999), ist gleichzeitig soziales Zeugnis und literarisches Werk über diesen Frauenberuf im 20. Jahrhundert und das Leben der Frauen in der Mutterrolle.

In Pflegeberufen und auch im Lehramt waren meist Ordensschwestern tätig, da dies als soziale und karitative Tätigkeit wahrgenommen wurde – die Erfüllung der Geschlechtscharakters der Frau – und dementsprechend praktisch gratis war. Trotzdem entschieden sich viele Frauen für den Ordensstand, da dies oft die einzige Möglichkeit war, sich weiterzubilden und auch die einzig akzeptable Alternative zum Ehestand (Berther, 2005, 101ff.).

Es gab auch einige Lehrerinnen aus dem Mittelstand, jedoch war für diese die Karriere mit der Hochzeit meist beendet. Das Lehrerinnenzölibat<sup>217</sup> wurde in der Schweiz erst 1962 aufgelöst. Und auch danach wurde oftmals der Vorwurf laut, Lehrerinnen würden den Lehrern die Arbeit wegnehmen und die eigene Familie hätte dadurch unnötigerweise doppelt so viel Geld zu Verfügung. Die Frau würde aus Geldgier die eigenen Kinder und den Ehemann vernachlässigen und ihn gleichzeitig entwürdigen, indem sie ihm die Rolle als Geldverdiener abnehme. So erstaunt es nicht, dass erst in den 1990er-Jahren mehr Frauen als Männer im Primarlehrberuf tätig waren – obwohl in diesem Beruf heutzutage eher die Männer als Exoten gelten (Bundesamt für Statistik, 2022; Metz, 2006, 179).

### 2.1.5 Nachkriegszeit bis 1968

Das Ende des Zweiten Weltkriegs verschaffte der Frauenbewegung zwar einen kleinen Aufschwung, doch war dieser nur von kurzer Dauer. 1946 engagierte sich die Bündner Frauenzentrale zum ersten Mal öffentlich in der Frage des Frauenstimmrechts, wenn auch in Form einer Veranstaltung, in der sowohl eine Fürsprecherin als auch eine Gegnerin zu Wort kamen. Doch in Graubünden und auch im Rest der Schweiz wurde der Einsatz der Frauen im Zweiten Weltkrieg nicht mit dem Frauenstimmrecht honoriert. Die Geschlechtscharaktere wurden zur Rechtfertigung für die Verweigerung eines solchen Mitbestimmungsrechts herbeigezogen. Die

<sup>216</sup> Zum gescheiterten Versuch diesem Vorgang entgegenzutreten und den Hebammenberuf auf ein akademisches Niveau zu heben siehe Seglias, 2005.

<sup>217</sup> Als Lehrerinnenzölibat wird ein Gesetz bezeichnet, welches die Unvereinbarkeit von Ehe und Lehrtätigkeit der Frau festlegt.

politische Betätigung widerspreche dem inneren Wesen der Frau, hiess es (Jecklin & Volland, 2003, 83). Trotzdem gab es immer wieder politische Aktionen von Frauen, die von den Männern gutgeheissen oder zumindest toleriert wurden (sofern sie in ihrem Sinne waren). 1958 fand zum Beispiel eine Aktion von ungefähr 50 Bündner Frauen in den Städten Zürich, Bern und Basel statt, wo sie gegen den Bau von Wasserkraftwerken protestierten. Sie verteilten in Engadiner Tracht Flugblätter und überreichten dem Bundesrat ein Protestschreiben – alles im Namen der Lia Naira.<sup>218</sup> Die Aktion kann durchaus als erfolgreich bezeichnet werden, schrieb ja sogar die NZZ darüber, wobei der grossväterliche Tonfall, der dort angeschlagen wurde, wiederum typisch war für die gesellschaftliche Wahrnehmung der Frau.<sup>219</sup> Abgesehen von solchen «Propagandazwecken» (Truttmann, 2009, 59) waren Frauen in der Lia Naira jedoch nicht aktiv, sondern verrichteten höchstens als Ehefrauen der Aktivisten kleine administrative Arbeiten (Truttmann, 2009, 59).

Ähnliches geschah bereits 1938 als es um die Volksabstimmung zur Annahme des Rätoromanischen als vierte offizielle Landessprache der Schweiz ging. Auch hier traten an verschiedensten Veranstaltungen «Trachtenfrauen» in Erscheinung, meist Frauen in Engadiner Tracht, die wohl hauptsächlich dazu dienen sollten, einen «heimatschützerischen, patriotischen und paternalistischen Diskurs» (Valär, 2013, 7) zu festigen, ein heimeliges, traditionelles und ländlich-idyllisches Bild der Rumantschia zu vermitteln.

Restaurative Tendenzen beherrschten auch in der Nachkriegszeit die vornehmlich konservative Politik. Im Zusammenhang mit dem Antikommunismus wuchs die Wichtigkeit der geistigen Landesverteidigung und so nahm in den 1950er-Jahren ein enger geistiger und politischer Isolationismus Überhand (Jorio, 2008). Forderungen nach Gleichberechtigung oder gesellschaftlichen Veränderungen traten in der ersten Zeit des Kalten Krieges in den Hintergrund. Anliegen von Frauen oder für die Sache der Frau wurden nach wie vor als Bedrohung empfunden, wie beispielsweise die heftigen Reaktionen auf das Buch *Frauen im Laufgitter* von Iris von Roten (Roten, 1992, erstmals erschienen 1958) deutlich zeigen (Pormeister, 2003, 48).

Europaweit veränderte sich jedoch in dieser Zeit einiges. Der Wiederaufbau der zerstörten Städte und Länder bewirkte eine noch nie dagewesene Hochkonjunktur in der westlichen Welt. Der Nachkriegsboom verschaffte auch dem Schweizer (Berg-)Tourismus einen Aufschwung zum Massentourismus. Dies führte dazu, dass sich Menschenmassen verschiedenster Religion, Konfession und Nationalität in die entlegensten Schweizer Alpentäler begaben. Deplazes sieht in dieser «Mischung von Menschen», wie er es nennt, einen Grund für ein «Umdenken» der Deutschbündner und Rätoromanen und für das Auftreten einer «neuen Generation» rätoromanischer Schriftsteller:innen, «die sich für politische, soziale und allgemeinmenschliche und künstlerische Probleme interessierte» (Deplazes, 1991, 486).

Im Jahr 1959 fand die erste Abstimmung in der Schweiz zur Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts auf Bundesebene statt. In Graubünden hatte die Vorlage einen besonders schweren Stand. Noch immer drehte sich die Diskussion darum, ob die «Wesensart» der Frau

<sup>218</sup> Die Lia Naira war eine Gruppierung, die sich in den 1950er-Jahren gegen den Bau von Wasserkraftwerken engagierte. Mehr dazu siehe Truttmann, 2009.

<sup>219</sup> Der Protest wird als «würdiges und zugleich liebliches Defilee» bezeichnet (zitiert nach Truttmann, 2009, 59).

dazu geeignet ist, am politischen Prozess teilzunehmen (Jecklin & Volland, 2003, 85). Das dualistische Geschlechterverständnis war weiterhin ausschlaggebend. Die Schweiz war zwar bereits 1959 eines der letzten Länder Europas ohne Frauenstimmrecht, doch die Vorlage wurde deutlich abgelehnt mit 66,9 Prozent Nein-Stimmen, in Graubünden waren es sogar 77,6 Prozent: «Von den 220 Gemeinden stimmen mit Santa Domenica, Leggia und Mesocco nur gerade drei Kommunen in Italienischbünden zu. Keine einzige Ja-Stimme kommt aus Riein, Camuns, Surcasti, Tersnaus, Vignogn, St. Antönien Rüti, Cunter und Calfreisen» (Jecklin & Volland, 2003, 89). Sechs dieser acht Gemeinden sind oder waren zum Zeitpunkt der Abstimmung hauptsächlich rätoromanischsprachig.

Trotzdem zeigte sich in der Nachkriegszeit besonders bei den jungen Frauen eine zunehmend kritische Haltung gegenüber den Traditionen und der Einstellung früherer Generationen. Frauen eroberten vermehrt neue Freiräume, machten Sport und nahmen ihre Berufsbildung selbst in die Hand. Berther nennt in diesem Zusammenhang das Beispiel einer jungen Frau, die Anfang der 1960er-Jahre aus ihrem Heimatdorf auswanderte, da sie die ungleiche Behandlung der Frauen nicht ertragen konnte (Berther, 2005, 117).

#### 2.1.6 Exkurs:

##### Regionale Unterschiede – Schriftstellerinnen im Engadin und in der Surselva

Die Hochkonjunktur des Tourismus in der Nachkriegszeit war neben den unterschiedlichen Konfessionen in den jeweiligen Regionen mit ein Grund für die Gegensätze, die sich bezüglich des Umgangs mit sozialen und gesellschaftlichen Neuerungen innerhalb Graubündens zeigen und die sich auch auf die Literaturproduktion auswirken.

Explizit sollen an dieser Stelle vor allem einige Unterschiede zwischen dem Engadin und der Surselva erwähnt werden. Die beiden Gebiete sind natürlich auch durch ihre sprachlichen Unterschiede<sup>220</sup> sowie deren Orientierung am italienischen beziehungsweise deutschen Sprach- und Kulturraum zu unterscheiden, diese sind jedoch weniger ausschlaggebend, wenn man sich für die kulturellen Unterschiede und besonders für die Rolle der Frau in Gesellschaft und Literatur interessiert.

Wichtiger erscheinen die bereits erwähnten unterschiedlichen vorherrschenden Konfessionen und die wirtschaftlichen Umstände. «Das Engadin, voran das Oberengadin, kam infolge gewerblicher Auswanderung und Tourismus am frühesten in den Genuss von sozialem und kulturellem Aufstieg» (Riatsch & Walther, 1993b, 551). Die literarischen Werke der sogenannten Randulins und Randulinas sind fester Bestandteil der Engadiner Literatur und Kultur.<sup>221</sup> Auch sind die meisten Engadiner Gemeinden reformiert, was den Engadiner Frauen zugutekommt, da ihnen hier schon früh mehr Rechte zugestanden wurden als im Katholizismus. Hingegen war man in der bäuerlichen, grösstenteils katholischen Surselva einer (Aus-)Bildung der Frau gegenüber weniger aufgeschlossen, der Platz der Frau in Haus und Hof und die daraus resultierenden Familienverhältnisse waren sehr stark verankert (Hofmann et al., 2005, 160).<sup>222</sup>

<sup>220</sup> In der Surselva wird das Idiom Sursilvan gesprochen, im Engadin die Idiome Puter und Vallader.

<sup>221</sup> Zu Migration im Engadin und der Literatur von Randulins und Randulinas siehe Deplazes, 1991, 196ff.

<sup>222</sup> Dieser Unterschied lässt sich bereits im 18. Jahrhundert bezüglich der Schreibfähigkeit und des Leseinteresses der Frauen in den beiden Regionen feststellen (Bernhard, 2022a, 280).

Die Einschätzung, «dass der Engadiner weltoffen, auswärtsorientiert, gewandt, evangelisch und liberal ist, während der Mann aus der Surselva provinziell, selbstbefangen, links, katholisch und konservativ ist» (Camartin, 1985, 161f.), ist zwar nichts weiter als ein Vorurteil.<sup>223</sup> In Bezug auf die Rolle der Frau, sind gewisse Unterschiede zwischen Engadin und Surselva jedoch nicht von der Hand zu weisen.

So stammen signifikant mehr rätoromanische Autorinnen aus dem Engadin und sie werden dort auch früher aktiv. Von den von Lucia Walther erfassten Autorinnen, die zwischen 1850 und 1900 geboren wurden, stammen alle 14 aus dem Engadin. Von den Autorinnen, die zwischen 1900 und 1940 geboren wurden, stammen 10 aus dem Engadin, 4 aus der Surselva und 2 aus Mittelländern. Zumindest bis 1940 scheinen diese Unterschiede also bestanden zu haben (Riatsch & Walther, 1993b, 551).

Die Differenzen können aber auch damit erklärt werden, dass den Autorinnen im Engadin eine Plattform geboten wurden. Sie konnten in der privaten Reihe *Chasa Paterna* publizieren, die seit 1919 existierte – auch wenn es nicht einfach gewesen sei, dadurch Anerkennung zu erhalten, wie die Schriftstellerin Selina Chönz in Briefen anmerkt (Ganzoni, 2005, 37). Im *Chalender Ladin* gab es ausserdem zeitweise die *Pagina da la duonna* mit einer Lektüre speziell für die Frau. Dabei handelt es sich meist um Familiengeschichten und -darstellungen, oft von Frauen verfasst.

Noch schwieriger zu publizieren war es allerdings für die Bündner Oberländerinnen. *Igl Ischi* veröffentliche beispielsweise im Zeitraum von 1965 bis 1975, der exemplarisch untersucht wurde, nur wenige Texte von Frauen (siehe Cadruvi, 2020). Sie werden Ende der 60er-Jahre zwar eindeutig als Leserinnen angesprochen (Maissen, 1968, 3), treten jedoch nur sehr selten als Autorinnen auf. Interessanterweise ist es dann aber genau dieses Organ, das 1975 eine neue Ära einzuleiten versucht. Anlässlich einer Publikation dreier Gedichte der Autorin Leontina Lergier-Caviezel fordert der Redaktor im Vorwort auch weitere «Repräsentantinnen des weiblichen Geschlechts» dazu auf, «mit unserem Organ zusammenzuarbeiten» (Berther, 1975, 5). Die Publikationsreihe *Nies Tschespet*, das publizistische Äquivalent zur *Chasa Paterna*, öffnet sich jedoch erst 1993 mit seiner Ausgabe *Dunnas* den schreibenden Frauen, und dies nur «grazcha a l'interess specific da la redactura Marietta Tuor»,<sup>224</sup> wie Ganzoni festhält (Ganzoni, 2005, 37). Etwas besser sieht es bei der Zeitschrift *Il Pelegrin* aus. Ähnlich wie beim *Chalender Ladin* gab es auch hier zeitweise Frauenseiten mit dem Titel *Nus femnas*, welche überwiegend von Imelda Coray-Monn verfasst wurden. Auch gab es zum *Il Pelegrin* von 1926 bis 1948 die Beilage *Sancta Maria* «Per mummas e mattauns»,<sup>225</sup> der Tonfall der hier veröffentlichten Texte war jedoch grösstenteils moralisierend und ermahnend.

<sup>223</sup> Auch Camartin verwirft dieses Bild, weist jedoch darauf hin, dass solche Fremdeinschätzungen oftmals von Betroffenen selbst übernommen werden und «als eine Art Hausmarke akzeptiert werden. Auf einmal versuchen die Missverständenen selber, dem verkürzten Bild zu entsprechen, welches die anderen sich von ihnen gemacht haben» (Camartin, 1985, 161f.). In der Literatur äussert sich dies bisweilen in Glorifizierung, Aneignung und/oder Parodie dieses Bildes beispielsweise bei Arno Camenisch oder Leo Tuor (mehr dazu bei Riatsch, 2015). In dieser Arbeit konnte ein Prozess der Glorifizierung derartiger Fremdeinschätzungen von Frauen zum Beispiel bezüglich des Bildes der Bergfrau festgestellt werden, siehe Kapitel 4.4.6.

<sup>224</sup> «[D]ank des spezifischen Interesses der Redakteurin Marietta Tuor» (VC).

<sup>225</sup> «Für Mütter und Mädchen» (VC).

Weitere Publikationsmöglichkeiten hatten rätoromanische Autorinnen ausserdem – ganz dem Rollenbild der Frau entsprechend – in der für Kinder geschaffenen SJW-Reihe<sup>226</sup> (Ganzoni, 2005, 37) und in besonderen Kinderzeitschriften wie *Dun da Nadal*, *Aviöl* oder *Guido* (einer Beilage von *Il Pelegrin*).

#### 2.1.7 68er-Bewegung und Frauenstimmrecht: Zweite Welle der Frauenbewegung

Aus der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung gegen Rassenungleichheit und der Protestbewegung gegen den Vietnamkrieg entwickelte sich 1968 die 68er-Bewegung. Sie äusserte sich vielerorts in Jugendunruhen, Protesten, Demonstrationen und Sit-ins, so auch in der Schweiz. Bekanntestes Beispiele dafür ist wohl der Globuskrawall in Zürich. Wie in anderen Ländern wurden auch in der Schweiz Gesellschaft, Staat und Politik kritisiert. Gleichzeitig wurde aber auch nach alternativen Lebensweisen gesucht. Die Hippies wünschten sich eine Kultur, die im freieren Umgang mit Drogen und Sexualität nach Erfüllung strebte.

Diese sozialen Bewegungen stärkten auch die Frauenbewegung. So kam es, dass sich die Schweizer Frauen gegen Ende der 1960er-Jahre im Zuge der Jugend- und Studentenbewegungen wieder vermehrt und mit Nachdruck für das Frauenstimmrecht einsetzten. Die Forderungen dieser neuen Gruppierungen waren radikaler und verlangten nicht nur das Stimmrecht, sondern die völlige Gleichstellung und die Beendigung der Unterdrückung der Frau. Im Vergleich zur ersten Welle und angeregt von der Hippiebewegung wurden denn auch vermehrt Themen wie Schwangerschaftsabbruch, Sexualität und sexueller Missbrauch angesprochen.

Auch in Graubünden gab es solche Gruppen, jedoch beschränkten diese ihre Aktivitäten zumeist auf die Kantonshauptstadt Chur und konzentrierten sich auf die Forderung nach politischem Mitbestimmungsrecht. In Chur wurde 1968 das Frauenstimmrecht mit 52,5 Prozent Ja-Stimmen eingeführt, ermöglicht durch das Prinzip der Gemeindeautonomie, wodurch die Bündner Gemeinden die Möglichkeit hatten, das Frauenstimm- und Wahlrecht auf Gemeindeebene unabhängig von kantonalen und bundesweiten Abstimmungen zu erteilen (Jecklin & Volland, 2003, 92).

Da sich die gesellschaftlichen und sozialen Bewegungen und Aktivitäten auf die grössten Städte beschränkten, wurden sie in abgelegeneren Gegenden eher marginalisiert (Cathomas-Bearth, 2012). Wer auf dem Land aufwuchs, an dem ging das «Revoluzzer-Jahr» (Bader, 2017) mehr oder weniger vorbei, man verfolgte die Bilder der Studentenbewegungen höchstens im Fernsehen, oftmals begleitet von abschätzigen Kommentaren der Eltern (Bader, 2017).

«Noch Mitte der 60er-Jahre herrschte in Graubünden so etwas wie eine heile Welt – wenn ein konservatives, biederer Umfeld als heil eingestuft werden kann», schreibt Werner Caviezel in seinen Erinnerungen an die 68er-Bewegung in Graubünden (Caviezel, 2017, 43). Als Beleg führt er Referate von Jungbürgerfeiern und der Frauenzentrale an, in denen Frauenstimmrecht oder Gleichberechtigung der Geschlechter gar nicht erst erwähnt wurden, sondern man stattdessen «unbeirrt das konservative Anliegen des Helfens» propagierte und Ausagen «über psychische Veränderungen in der Reifezeit der Mädchen, wonach die Sprödigkeit

<sup>226</sup> SJW bezeichnet die Stiftung Schweizerisches Jugendschriftenwerk, die 1931 von Vertretern aus der Lehrerschaft gegründet wurde, ursprünglich mit dem Ziel die verwerfliche Lektüre von Abenteuerheftchen mit günstigen Jugendschriften zu ersetzen, die «erzieherisch wertvolle Themen» behandeln sollten. Ab den 1980er-Jahren wurden vermehrt aktuelle und auch provozierende Themen einbezogen (Schweizerisches Jugendschriftenwerk, 2007).



des Mädchens ein gewisser Schutz sei und eine Wartezeit niemals schade, sondern nur Vorteil bringe» (Caviezel, 2017, 45) perpetuierte.

Während für die Churerinnen das Prinzip der Gemeindeautonomie ein Vorteil war, war in vielen anderen Bündner Gemeinden das Gegenteil der Fall. Die öffentliche Meinungsäusserung war in kleinen Gemeinden aufgrund der fehlenden Anonymität ein Problem. In Konsultativabstimmungen stellten sich die Frauen oftmals gegen das Frauenstimmrecht. Es wäre jedoch falsch, dies auf Desinteresse zurückzuführen oder darauf, dass sie immer gleicher Meinung wie ihre Ehemänner gewesen wären. Zumeist hatten sie schlicht Angst vor der Exponierung, Angst davor, etwas Falsches zu sagen und allenfalls die Nachbarn gegen sich aufzubringen, denn in einem Bergdorf war man bei der Bewältigung des oftmals beschwerlichen Alltags auf die Gemeinschaft angewiesen. Und da in der Gemeindeversammlung diskutiert, gewählt und abgestimmt wurde, war die Hemmschwelle besonders gross. Eine von der Mehrheit abweichende Stellungnahme konnte schnell einmal zu Problemen in der Familie oder im Dorf führen. Auch Männer schwiegen häufig. Für die Frauen waren Äusserungen dementsprechend noch schwieriger (Jecklin & Volland, 2003, 121f.).

Ausserdem fürchteten sich viele Frauen davor, ein Amt einnehmen zu müssen. «Dass Frauen gleichzeitig eine berufliche Karriere verfolgen und trotzdem gewissenhafte Mütter sein können, liegt [1968] ausserhalb des Vorstellungsbereiches, da Rollenbilder und Unterstützung völlig fehlen» (Jecklin & Volland, 2003, 103). Wenn eine Frau auch noch einer politischen Arbeit nachgehe, könne sie unmöglich «ihren idealen Ehe- und Mutteraufgaben gerecht werden» (Jecklin & Volland, 2003, 103).

Die Befürworter des Frauenstimm- und -wahlrechts argumentierten interessanterweise neben der Geschlechtergleichheit ebenfalls mit dem Geschlechterdualismus. Die Frauen würden mehr Humanität und Mitgefühl in die Politik einbringen, war der Tenor. Da sich Mann und Frau im beruflichen Nebeneinander ergänzen könnten, brauche es beide in der Politik (Jecklin & Volland, 2003, 103). Trotzdem fanden diese Stimmen in Graubünden lange kein Gehör. 1971 wurde das bundesweite Frauenstimm- und -wahlrecht zwar angenommen, 102 Bündner Gemeinden lehnten die Vorlage jedoch ab. Die heftigste Opposition kam aus dem Prättigau und der Surselva, aber auch aus dem Engadin, zum Beispiel aus Guarda. Gesamtbündnerisch wurde die Vorlage jedoch knapp angenommen (Jecklin & Volland, 2003, 109).

Bisweilen gab es auch in konservativ geprägten Regionen Aktionen, die von der 68er-Bewegung beeinflusst waren, zum Beispiel 1969 an der Landsgemeinde der Cadi (der konservativ-katholischen Hochburg der Surselva):

Die Aktion wurde von einer kleinen Gruppe vorbereitet, bei der auch Bernhard und Rita Cathomas sowie Iso Camartin mitmachten. Erklärtes Ziel war es, die Landsgemeinde zu demokratisieren. Dazu gehörten die Befreiung von Folklore-Elementen, eine klare Trennung von Kirche und Politik, eine zuverlässige Zählung der Stimmen und die Einführung des Frauenstimmrechts. Am Morgen vor der Landsgemeinde wurde ein kritisches Flugblatt unter dem Namen «Petgalenns» (zu Deutsch: Spechte) verteilt. Weil Bernhard Cathomas erkennen musste, dass dieses Flugblatt kaum beachtet wurde,

entschied er sich für ein öffentliches Votum an der Landsgemeinde. Cathomas wurde jedoch bereits nach den ersten Sätzen, als er die nicht zugelassenen Frauen begrüßte, mit «giu cun el» niedergeschrien und musste das Podest verlassen (Caviezel, 2017, 64).

Der kurze Auftritt Cathomas' habe wie ein Schock auf die Versammlung gewirkt. Ein älterer Herr habe gemeint: «Jetzt hat die Studentenrevolution auch uns erreicht, aber das brauchen wir hier oben nicht.» (Caviezel, 2017, 66). In der konservativ-katholisch orientierten *Gasetta Romontscha* wurde die Protestaktion nur mit einem Satz erwähnt, das rätoromanische Radio und das Fernsehen nahmen das Thema jedoch auf und einige Wochen später wurden Cathomas und seine Mitstreiter:innen zu einem Gespräch mit dem Mistral (Kreispräsidenten) eingeladen, «um unsere Thesen zu diskutieren. Sachlich und ruhig. Wer hätte das gedacht!», schreibt Bernhard Cathomas (zitiert nach Caviezel, 2017, 65).

Anfangs der 70er-Jahre konnte dieselbe («um einige kritische Geister erweiterte Gruppe») die *Accents* herausgeben, eine Beilage zur *Gasetta Romontscha*, «in welcher fortschrittliche Ideen zu gesellschaftlichen Fragen zur Diskussion gestellt wurden» (Caviezel, 2017, 66). Die *Gasetta Romontscha* wollte die Beiträge in den *Accents* jedoch «zensurieren», woraufhin die Redaktion der *Accents* zur *Neuen Bündner Zeitung* wechselte (Caviezel, 2017, 66).

1971 wurde das Frauenstimm- und -wahlrecht auf Bundesebene eingeführt. Trotz allem begann sich die antimodernistische Bewegung der rätoromanischen katholischen Surselva in den 70er-Jahren allmählich aufzulösen (Berther, 2005, 80). Die gesellschaftlichen und ökonomischen Umbrüche durch die 68er-Bewegung (siehe Caviezel, 2017), die Einführung des Frauenstimmrechts, der alpine Massentourismus und den Boom in der Baubranche (siehe Maissen, 2014) prägten die folgenden Jahrzehnte massgeblich. Die Gegensätze zwischen Stadt und Land, Zentrum und Peripherie, Abgeschiedenheit und Weltbürgertum, Tradition und Fortschritt wurden zu dieser Zeit sowohl abgebaut als auch verstärkt (Maissen, 2014, 12) und formten die kollektiven und individuellen Erfahrungen mit (Pfister, 2022, 4).

Verstärkt wurden die Unterschiede beispielsweise durch den Widerstand gegen die Einführung des Frauenstimmrechts auf kommunaler Ebene. Erst 1983 erhielten die Schweizerinnen auch überall in Graubünden das Stimmrecht – somit lagen 15 Jahre zwischen der Einführung des kommunalen Stimmrechts in der ersten und letzten Gemeinde (Jecklin & Volland, 2003, 71). Die angebliche Gefahr für die Gemeindeautonomie war denn auch zur Strategie geworden, um das Frauenstimmrecht zu verhindern. Argumentiert wurde damit, dass das Frauenstimmrecht «von unten nach oben» eingeführt werden sollte, ein Unterfangen, das jedoch gründlich misslang. Die letzten 13 Gemeinden erteilten den Frauen das Stimmrecht nicht von sich aus, sondern wurden durch die kantonale Abstimmung von 1983 dazu gezwungen. Wie hoch die Gemeindeautonomie gewertet wurde, kann auch daran abgelesen werden, dass in dieser Abstimmung 40 Gemeinden gegen eine Einführung stimmten, obwohl das Frauenstimmrecht in diesen schon länger in Kraft war (Jecklin & Volland, 2003, 126f.).

Zu dieser Zeit wurden in der Literatur Stimmen laut, die nicht nur «Importgüter», sondern auch «einheimische Produkte» kritisierten (Riatsch & Walther, 1993b, 756). Vor allem die katholische Kirche stand unter Beschuss: «Moderat nimmt sich noch die Kritik des 1914



geborenen Toni Halter aus, während Ursicin G.G. Derungs mehr zur «Schocktherapie» greift und Theo Candinas vor ungezügelter Polemik und persönlicher Beleidigung nicht zurückschreckt» (Riatsch & Walther, 1993b, 756). Mit *Gion Barlac* verursachte letzterer noch 1975 wahre Proteste im konservativ-katholischen Bündner Oberland (Bezzola, 1979, 604). In *Gion Barlac* parodiert Candinas die tabuisierte Redeweise über Sex, (mehr oder weniger gut verborgene) Machtstrukturen und (problematische) Männlichkeit. Sein Protagonist Gion Barlac wird sogar schwanger. Mit anderen Worten, er brach ein Tabu nach dem anderen. Diese Tabubrüche respektive der Umstand, dass es sie trotz des augenscheinlich noch sehr konservativen Klimas gab, sind ein Hinweis für den Abbau bestimmter Gegensätze.<sup>227</sup>

Generell zeigen sich analog zu den sozialen Entwicklungen und «infolge der Veränderungen und des Verschwindens traditioneller Normen der Religion, der nationalen Identität, des Berufes, der Familie und der Geschlechterrollen» (Rusterholz & Solbach, 2007, 315) in der Schweizer Literatur eine «neue Schriftstellergeneration» (Pulver, 1971, 371ff.; Rusterholz & Solbach, 2007, 314ff.). Und gerade auch in Bezug auf das weibliche Schreiben wird in der Deutschschweizer Literatur der 70er-Jahre eine Wende festgestellt (Pormeister, 2003, 129ff.; Rusterholz & Solbach, 2007, 400ff.). *Gion Barlac* ist ein Hinweis darauf, dass es in der rätoromanischen Literatur analoge Tendenzen gab, ja dass die Literatur soziale Veränderungen sogar gefördert haben könnte. Inwiefern das auch für weibliches Schreiben und die Darstellung von Weiblichkeit gilt, wird in Kapitel 2.2.1 und ausführlich in der literaturwissenschaftlichen Analyse dieser Arbeit beschrieben.

### 2.1.8 Die 80er-Jahre bis heute: Ein Aufbruch?

Auf die 68er-Bewegung folgte aus politischer und sozialer Sicht eine kurze Zeit der Ernüchterung. In den 80er-Jahren lebten jedoch gewisse Tendenzen der Jugendbewegung wieder auf. An den Opernhauskrawallen in Zürich wurde zum Beispiel wie in den Globuskrawallen ein autonomes Jugendzentrum verlangt. Die Forderung nach kulturellen Freiheiten und radikal-dissidente Haltungen wurden jedoch vom Staat mit massiven Repressionen angegangen (Tackenberg, 2011).

In den 1990er-Jahren diversifzierten sich die Jugendbewegungen. Viele unterschiedliche Subkulturen unterschieden sich nun durch ihre eigenen kulturellen Codes mit Hilfe von Kleidung und Musik. Sie wurden grösstenteils entpolitisiert und kommerzialisiert. Eine Ausnahme davon waren die in den 90er-Jahren verstärkt wahrgenommenen Gruppierungen rechts-extremer Skinheads, als «neue Jugendbewegung von Rechts» (Skenderovic, 2013). Erst seit Mitte der 2010er-Jahre wurde die Jugend im Zuge der Klimastreiks, #metoo und Black Lives Matter wieder als politischer wahrgenommen.

Was den Einzug der Forderung der Jugend- und Frauenbewegungen in Graubünden angeht, ist man sich gemeinhin einig, dass ab den 80er-Jahren allmählich ein Wandel spürbar wurde. Die Grundforderungen der Bewegung wie das Frauenstimmrecht und die (formale) gesetzliche Gleichberechtigung waren angekommen, die gesellschaftlichen Ideale veränderten sich:

<sup>227</sup> «Im reformierten Engadin gibt es [...] eine derartige Polemik nicht. Der Vorwurf der doppelten Moral zielt dort, wenn er erhoben wird, insbesondere auf die vorgespielte Liebe zur Heimat, die in schroffem Gegensatz steht zu deren tatsächlicher Verschacherung» (Riatsch & Walther, 1993b, 769).

Der Drang nach persönlicher Freiheit und Veränderung warb mächtig durch unsere Täler. Weg mit den alten Tabus und heiligen Kühen! So entstand eine pluralistische Gesellschaft, die sich immer mehr von den moralischen Führungsansprüchen der Kirche löste. «Selbstverwirklichung» wurde die Losung. Mehr Freiheit und Geld förderten die Unabhängigkeit des einzelnen und lockerten zusehends seine Bindungen an Herkommen und Familie (Deplazes, 1991, 486).

Dies äussert sich auch in der Literatur beziehungsweise in der Kritik an der Literatur. In den 1980er-Jahren wird nämlich vermehrt Kritik am Kanon der rätoromanischen Literatur laut.<sup>228</sup> Die Schriftstellerin Erica Lozza (1935–2022) schrieb zum Beispiel 1988 in der *Litteratura*:

Prest tot la nossa belletristica dereiva – e cò peglia aint er mamez – da bravs scolasts, pietous plevants e preditgants, idealists tgi propageschan aglmanc segl palpiera en mond intact.

Tar nous dattigl anc adegna ferms tabus anvers religiung, politica e morala tgi las gron-das litteraturas vaschignas on gio rumagea davent avant decennis e tschentanners. Nous loancunter mantignagn en tschert conservatismus artificial, betg persvadont e sainza tensiung [...]

Gist per captivar er giovens lectours fissigl da tutgier aint daple fiers bugliants, exprimer pi savens dubis e lascher dumondas avertas, provotgier en gnoul ed en'eda u l'otra er sgartar ve d'enquala surfatscha dubiousa – ansomma eir cun igl taimp anstagl digl correr siva<sup>229</sup> (Lozza, 1988, 137f.).

Gefordert wird, den «künstlichen Konservatismus» aufzugeben und Tabus aufzubrechen, um auch die jungen Lesenden zu fesseln. Diese Art der Kritik ist typisch für die Zeit. Was mit den Tabubrüchen von Reto Caratsch, Theo Candinas und Ursicin G.G. Derungs seinen Anfang nahm, wird nun aktiv gefordert – und auch entsprechend bedient:

Häufig finden nun Probleme der modernen Welt Eingang in die bündnerromanische Literatur: atomare Bedrohung, Umweltbelastung, Kinderbetreuung/-verwahrlosung (Anna Pitschna Grob-Ganzoni, Clo Duri Bezzola), Gleichberechtigung der Geschlechter (Anna Pitschna Grob-Ganzoni), Jugendfragen, Jugendsexualität, AIDS (Silvio Camenisch), Flüchtlingswesen (Dumeni Capeder), das um nur ein paar Beispiele und Repräsentanten zu nennen (Riatsch & Walther, 1993b, 774).

<sup>228</sup> Mehr dazu siehe oben in Kapitel 1.4.3.

<sup>229</sup> «Fast unsere gesamte Belletristik stammt – und hier schliesse ich mich selbst nicht aus – von den braven Lehrern, frommen Geistlichen beider Konfessionen, Idealisten, die wenigstens auf dem Papier eine heile Welt propagieren. Bei uns gibt es noch immer starke Tabus gegenüber Religion, Politik und Moral, welche die grossen Literaturen aus der Nachbarschaft schon seit Jahrzehnten und Jahrhunderten weggeräumt haben. Wir hingegen bewahren einen gewissen künstlichen Konservatismus ohne Überzeugung und Spannung [...]. Um auch junge Leser zu fesseln, müsste man mehr heisse Eisen anfassen, öfter Zweifel ausdrücken und Fragen offenlassen, ein wenig provozieren und hin und wieder auch an einer zweifelhaften Oberfläche kratzen – überhaupt mit der Zeit gehen, anstatt ihr nachzulaufen.» (Übersetzung nach Deplazes, 1991, 486ff.).

Riatsch verweist jedoch darauf, dass die Kritik in diesen Werken «oft wenig elaboriert» sei, sie erfolge «mittels eines (wohl rasch zusammengestellten) «Problemkatalogs», seltener mittels narrativer bzw. ästhetischer Verfahren». Dies führe zu einem Überladen des Textes und zu einer Unverbindlichkeit der Kritik, da nur allzu sehr die Meinung der jeweiligen Schreibenden erkennbar sei (Riatsch & Walther, 1993b, 775). Als Beispiel für eine literarische Verarbeitung solcher Themen, die nicht in die oben genannten Muster verfällt, wird Vic Hendry aufgeführt, der «an sozialen, psychologischen und zwischenmenschlichen Belangen» Anteil nehme, wobei insbesondere «die Not des Arbeiters» ihn beschäftige, zum Beispiel «die Isolation und die sexuellen Bedürfnisse des Gastarbeiters» und die «gesundheitsbedrohende Beschäftigung eines Arbeiters im Steinbruch» in *Riccarda, Verduras dalla notg* und *En schurnada*<sup>230</sup>. Seine Beschreibungen seien «emotionslos und sehr naturalistisch» (Riatsch & Walther, 1993b, 775).

Auch wurden in den 80er-Jahren viele der bereits zitierten literaturwissenschaftliche Artikel zur Darstellung der Frau, respektive zu weiblichem Schreiben, verfasst, so zum Beispiel *La figüra da la duonna vissa da scripturas e da scripturs* (Puorger, 1981), *La femna tier Vic Hendry «Batterdegls»* (Coray-Monn, 1981), *La diala da Tuoi – Sirena: Duos differents möds da scriver in regard a l'elemaint feminin d'üna poesia* (Bezzola, 1981a) oder auch *Il maletg dalla dunna el roman «Cara Laura»* (Decurtins, 1985) – eine Diskussion um die Darstellung der Frau scheint anzulaufen.

Inwiefern sich solche «Probleme der neuen Welt» auch in den Darstellungen der weiblichen Figuren äussern, respektive ob und wenn ja, wie weibliche literarische Figuren mit solchen konfrontiert werden, ist Teil der Analysen in den Kapiteln 3, 4 und 5. Mit Marlengia und Eva werden zwei Figuren respektive Werke untersucht, die 1980 publiziert wurden – in diesen Kapiteln (3.2, 5.2) und besonders im Vergleich dieser Figuren mit den jeweils sehr neuen Figurationen der jeweiligen Denkfigur (3.4, 5.4) finden sich ebenfalls Hinweise auf die Entwicklungen sowohl literarischer als auch gesellschaftlicher Art im Zeitraum der 80er-Jahre bis heute.

## 2.2 Realitäten und Qualitäten einer kleinsprachlichen Literatur

Im folgenden Kapitel geht es darum, zu umreissen, inwiefern die Literatur dadurch beeinflusst ist, dass es sich bei der rätoromanischen Literatur um die Literatur einer Kleinsprache<sup>231</sup> handelt. In 2.2.1 und 2.2.2 folgen zwei Exkurse über die Schreibenden und die Lesenden der rätoromanischen Literatur. Danach wird in zwei Kapiteln die Problematik der Kleinheit

<sup>230</sup> *En schurnada* enthält 36 Sozialreportagen, die in sechs Gruppen gegliedert sind. Die zweite Gruppe portraitiert ausschliesslich Frauen: «ein 16jähriges Mädchen «aus einem fernen Land», das bei einem Buchhändler arbeitet und sich abends mit seinen zehn Kanarienvögeln beschäftigt; eine Schneiderin; ein von zu Hause ausgerissenes, «ausgeflipptes» junges Mädchen; eine Katechetin; eine Ministrantin; eine Klosettfrau [...]; eine unabhängige Geschäftsfrau; eine Konkubine; eine Hausfrau; eine ledige Mutter» (Riatsch & Walther, 1993b, 775). Auf die Darstellung der Frau in diesen Erzählungen wird in der Literaturanalyse eingegangen in den Kapiteln 4.4.3, 4.4.7 und 5.4.7.

<sup>231</sup> Die Begriffe Kleinsprache und Minderheitensprache werden oft synonym verwendet, in dieser Arbeit wird bevorzugt der Begriff Kleinsprache benutzt. Auf den Begriff Minderheitensprache wird zurückgegriffen, wenn auf die Tatsache verwiesen werden soll, dass es sich bei den Rätoroman:innen um eine sprachliche Minderheit (zum Beispiel innerhalb der Schweiz) handelt, sprich, wenn von Diskriminierung oder spezieller Förderung die Rede ist. Mehr zum Rätoromanischen als Minderheitensprache siehe u. a. Dazzi Gross, 1999; Gross, 2004, zur rätoromanischen Literatur als Minderheitenliteratur (soziologische Aspekte) siehe u. a. Camartin, 1985, 1988; Deplazes, 1993.

des rätoromanischen Literaturbetriebs beziehungsweise die soziale Nähe in einer kleinen Sprachgemeinschaft, die daraus resultierenden möglichen Probleme für die Literaturproduktion und der Umgang der rätoromanischen Schreibenden mit diesem Thema behandelt.<sup>232</sup> Auch an dieser Stelle liegt der Fokus auf den rätoromanischen Schriftstellerinnen und auf den Folgen der obigen Phänomene für die Darstellung von Weiblichkeit in der Literatur. In den letzten drei Unterkapiteln wird die sogenannten «Mängelliste» (u. a. Riatsch, 2015, 12) der rätoromanischen Literatur thematisiert (Teile davon wurden bereits in der Einleitung und in Kapitel 1.4.3 angesprochen).

### 2.2.1 Exkurs: Die Schreibenden

Ganz zu Beginn muss eine entscheidende Frage gestellt werden, die grossen Einfluss auf die Literaturproduktion hat: Wer schrieb überhaupt? Und wer schreibt heute?

Für den Zeitraum bis in die 1980er-Jahre hinein ist diese Frage relativ gut erforscht oder zumindest ausführlich kommentiert.<sup>233</sup> Danach wird die Frage schwieriger zu beantworten, konkrete Studien gibt es keine. Antworten könnte eine empirische Untersuchung von Publikationslisten und Biografien von Autor:innen der letzten 30 bis 40 Jahre bieten, etwas, was sich für die letzten 20 Jahre möglicherweise gar nicht so kompliziert gestalten dürfte, finden sich doch die meisten Biographien und Publikationen neuerer Schreibender im Internet. Trotzdem wird eine solche Untersuchung an dieser Stelle unterlassen, da der Fokus der Arbeit ein anderer ist. Am Ende dieses Unterkapitels wird jedoch in einigen Sätzen noch einmal auf Autor:innen, die ab 1990 publiziert haben, eingegangen.

Der folgende Abschnitt widmet sich den Schreibenden vor 1980 – wobei sich nicht ausschliessen lässt, dass die festgestellten Phänomene noch heute gelten. Die grösste Anzahl rätoromanischer Schreibenden wurde von der betreffenden Forschung der sogenannten Elite zugeordnet, auch wenn das, was früher unter dem Begriff verstanden wurde, nicht ganz mit dem übereinstimmt, was heute unter der Elite verstanden wird. Die meisten Schriftsteller der damaligen Zeit waren Lehrer und Pfarrer. «Den schreibenden Bauern gibt es zwar, doch ist er nicht so oft anzutreffen wie der schreibende Lehrer, auch in romanisch Bünden nicht» (Riatsch & Walther, 1993b, 517). Dass dies in einer Literatur gewisse Tendenzen hervorruft, ist klar und nachgewiesen. In einem Kapitel von *Literatur und Kleinsprache* titelt Walther denn auch: *Lehrerliteratur – erzieherischer Auftrag*. Die Lehrenden standen in der Spracherhaltungsbewegung an vorderster Front. Infolgedessen geriet auch die Literatur, die sie schufen, oftmals eher konservativ. Ähnlich war es bei den Pfarrern, wobei dort auch die Vermittlung von Religiosität, christlichen Werten, Sitte und Anstand eine noch grössere Rolle gespielt haben dürfte.

Bei den Autorinnen jener Zeit sieht es indes nicht anders aus. Sie stammten grösstenteils aus einer eher gehobenen Bildungsschicht, gehörten zu den «Intellektuellen», auch wenn dieser Begriff abermals nicht nach heutiger Interpretation zu verstehen ist. Walther untersucht

<sup>232</sup> Wie einleitend angeführt, sind gerade soziolinguistische und geografische Besonderheiten schwer voneinander zu trennen. Der Umstand, dass wenige Menschen die Sprache sprechen, kann ähnliche Effekte haben, wie ein ländlicher Kontext. Auf solche Ambiguitäten wird an entsprechender Stelle hingewiesen.

<sup>233</sup> Mehr dazu siehe u. a. bei Bezzola, 1979, 536; Camartin, 1985, 176f.; Deplazes, 2001, 260 und Riatsch & Walther, 1993b, 517ff.

in *Literatur und Kleinsprache* 30 repräsentative Lebensläufe von Autorinnen, die zwischen 1850 und 1940 geboren wurden. Die meisten lassen sich «aufgrund von Angaben wie «verheiratet mit Dr. ...», «Pfarrersfrau» oder gar «aus einer alten, vornehmen engadinischen Familie» eindeutig der gehobenen Sozial- oder Bildungsschicht zuordnen» (Riatsch & Walther, 1993b, 551). Von den berufstätigen Autorinnen waren die meisten als Lehrerinnen tätig.

Es erstaunt darum nicht weiter, dass viele dieser Autorinnen bestehende Werthierarchien reproduzierten und die damalige Rollenfixierung aufrechterhielten (Riatsch & Walther, 1993b, 561). Ein Beispiel dafür ist ein Schwank von Maria Hemmi-Bezzola von 1936, in welchem die Frau die Hosen anhat und der Mann sich ins Wirtshaus flüchtet, weil seine Frau sich in Komitees engagiert (Riatsch & Walther, 1993b, 560). Die Internalisierung von Rollenklischees bei Frauen ist ein bekanntes Phänomen. Die Begründungen reichen von der Angst vor dem Einbüßen einer illusionären Geborgenheit in den altvertrauten Weiblichkeitsrollen, über die Angst vor einer Bestrafung bei einem Ausbruch aus der Rolle bis zur Angst vor Identitätsverlust. Walther begründet dies folgendermassen: Frauen neigen aufgrund ihrer auf den Geschlechtscharakteren beruhenden Erziehung eher dazu, sich selbst und somit auch das eigene Geschlecht strenger zu beurteilen, was dazu führt, dass sie von Männern propagierte Rollenklischees bereitwilliger übernehmen (Riatsch & Walther, 1993b, 571). Literarische Beispiele dafür finden sich bei Selina Chönz, bei der die Mutter immer noch das Bett des erwachsenen Sohnes macht, während die Tochter beim Marmeladekochen hilft. Dasselbe geschieht bei Anna Pitschna Grob-Ganzoni. Obwohl es in ihrem Text *Mutatis mutandis* um die Stellung der Frau geht, wird ein Familienmodell dargestellt, in dem der Sohn bedient wird und die Tochter im Haushalt mithelfen muss (Hinweise darauf, dass genau dies angeprangert werden soll, finden sich keine) (Riatsch & Walther, 1993b, 572f.).

Die Untersuchung von Walther zum weiblichen Schreiben umfasst nur sechs Schriftstellerinnen mit einem Jahrgang nach 1940, fünf davon waren ausgebildete Lehrerinnen. Es ist davon auszugehen, dass diese Autorinnen frühestens in ihren späten 60ern oder in noch höherem Alter zu publizieren begannen, zumal bekannt ist, dass ein grosser Teil dieser (rätoromanischen) Schriftstellerinnengeneration – wohl aufgrund ihrer familiär-beruflichen Situationen – eher spät (in ihren 40ern und 50ern) zu publizieren begannen.<sup>234</sup>

Von den in dieser Arbeit genauer untersuchten literarischen Texten stammt keiner aus Lehrer:innenhand. Zwar hat Claudia Cadruvi eine Ausbildung als Primarlehrerin, sie hat jedoch nur kurz auf dem Beruf gearbeitet. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung ihrer Bücher war sie als Journalistin tätig. Leontina Lergier-Caviezel ist ausgebildete Kauffrau und Asa S. Hendry war zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *Sin lautget* noch am Gymnasium und absolviert momentan ein Studium. Auf der anderen Seite waren sowohl Oscar Peer, Gion Deplazes und Cla Biert Lehrer von Beruf. Besonders Gion Deplazes' Werke werden oftmals explizit der oben beschriebenen Lehrerliteratur zugeordnet (Camartin, 1976, 105ff.).

<sup>234</sup> So festgestellt in der Vorlesung *Poetessas rumantschas: texts e contexts* im Herbstsemester 2021 bei Rico Valär. Es gab natürlich auch Ausnahmen von dieser Regel, so zum Beispiel Julia Braun-Brunies, Elisa Perini, Ludivica Lombriser, Aita Stricker, Selina Chönz, Luisa Famos, Tresa Rütters-Seeli, Imelda Coray-Monn, Leta Semadeni oder Paula Casutt-Vincenz.



Weiter ist festzustellen, dass für die Generation der Autor:innen mit Jahrgängen ab 1980 das Phänomen der späten Erstpublikation nicht mehr zu gelten scheint. Im Gegenteil: Flurina Badel, Jessica Zuan, Laura Schütz, Asa S. Hendry, Flurina Albin, Gianna Olinda Cadonau, Carin Caduff, Dominique Dosch, Viola Cadruvi, Chatrina Josty und Fadrina Hofmann sind nur diejenigen mit erschienenen Einzelpublikationen, würden noch jene hinzugezählt, die in Kalendern, Sammelbänden und Zeitschriften publizierten, wären es noch mehr. Von den genannten Schreibenden ist nur Chatrina Josty als Lehrerin tätig, mehrere sind jedoch im Journalismus oder in der Kulturbranche beschäftigt oder befinden sich in einer akademischen Ausbildung.<sup>235</sup>

### 2.2.2 Exkurs: Die Lesenden

Grundsätzlich lässt es die bestehende Leseforschung nicht zu, sich eine allgemeine Vorstellung der Lesenden der rätoromanischen Belletristik zu machen (Riatsch & Walther, 1993b, 623). Trotzdem sollen hier einige Thesen und kürzere Untersuchungen zusammengefasst und erläutert werden, um Tendenzen und Trends zu erklären.

In den 70er-Jahren differenzierte Camartin erst zwischen zwei Leserkreisen in der Rumantschia: Die erste Gruppe übte eine Art moralische Zensur über erscheinende Schriften aus. Sie sei geprägt gewesen vom Sittenkodex von Pfarrern und Lehrern und hätte reklamiert, «wenn die Grenzen des Anstandes berührt oder überschritten» worden wären. Das habe Einfluss gehabt, als die Gesellschaft sich allmählich wandelte. Diese Gruppe sei es nämlich gewesen, die Tabus um Sexualität, Religion oder Parteipolitik beschützt habe. «So kann man als rätoromanischer Schriftsteller nicht nur nicht über alles schreiben, weil es für manches keine Leser gibt; über manches darf man nicht schreiben, weil es dafür gerade Leser gäbe» (Camartin, 1976, 288–289).<sup>236</sup> Diese Leserschicht sei verantwortlich gewesen für Schwierigkeiten bei Veröffentlichungen von progressiven Werken, auch noch nach der Abschaffung des katholischen Index der verbotenen Bücher 1966: «Für den Schlächter von heiligen Kühen» war es oftmals schwierig einen Verlag zu finden, auch noch nachdem sich in den 70er-Jahren einiges «im ideologischen Gebälk der Rätoromanen» gebogen hat (Camartin, 1985, 175).<sup>237</sup>

Überraschenderweise besteht Camartins zweite Gruppe von Lesenden nicht aus den potenziellen Lesenden aller Texte, die gegen den Sittenkodex verstießen (diese rechnet er in der ersten Gruppe mit), sondern aus den Exilrätoromanen, die in der Literatur einen Kontakt zur eigenen Tradition sahen und für welche unkritische Schriftsteller Dinge beschrieben hätten, wie sie im verlassenen Heimatgebiet waren (beziehungsweise hätten sein sollen) (Camartin, 1976, 288–289).

Die sogenannte Elite «für die zu schreiben sich vielleicht lohnen würde» ist laut Camartin «zu unzuverlässig und anderweitig beschäftigt», um als Lesergruppe berücksichtigt zu werden. So richten sich die allermeisten Schriftsteller an das «einfache Volk», obwohl sie sich «der Grenzen der Zumutbarkeit» und somit ihres eigenen literarischen Gefängnisses bewusst sind (Camartin, 1976, 287).

<sup>235</sup> Die Verfasserin dieser Arbeit zählt zu den oben genannten und hat ebenfalls eine pädagogische Ausbildung. Sie könnte auch zu den Lehrerinnen gezählt werden.

<sup>236</sup> Mehr zur Wechselwirkung von tabuisierter Lektüre und Leserinteresse in Kapitel 2.2.4.

<sup>237</sup> Camartin führt hierfür Theo Candinas und Armon Planta als Beispiele an (Camartin, 1988, 298).

Es bleibt anzumerken, dass gewisse von Camartins Aussagen zur rätoromanischen Leserschaft anzuzweifeln sind, zum Beispiel diejenige über die Elite, für die zu schreiben es sich lohnen würde. Die Formulierung impliziert, dass sich Schreiben für andere Lesende eigentlich nicht lohne, was schlicht ein Ausdruck von elitärem Dünkel ist. Auch lässt die positive Beurteilung von Schriftstellern wie Andri Peer und Luisa Famos durch ebendiese «Elite» (gemeint sind Forschende und Intellektuelle) bereits zu früheren Zeiten den Schluss zu, dass diese Leserschaft durchaus nicht so unzuverlässig und anderweitig beschäftigt war, wie Camartin schreibt.

Die von Camartin beschriebenen Tendenzen waren zwar bestimmt vorhanden, jedoch wäre es falsch, davon auszugehen, dass Literatur dementsprechend nur für diese Gruppen produziert wurde, respektive, dass alles, was für diese Gruppen produziert wurde, keinen Neuheitswert hatte. Es lassen sich durchaus Werke und Schreibende finden, deren Publikation den Erwartungen dieser von Camartin umschriebenen Leserschaft (also den Erwartungen der beiden Gruppierungen) zuwiderlaufen, zum einen durch das Aufbrechen von Tabus (zum Beispiel bei den genannten Autoren Gion Deplazes oder Ursicin G.G. Derungs), oder durch eine Sprache und Modernität, die die Erwartungen der beiden erstgenannten Gruppen bei Weitem übersteigt (Ein Beispiel dafür wäre Andri Peers Lyrik. Diese gilt zwar als qualitativ sehr hochwertig gilt,<sup>238</sup> jedoch klagte Peer oft über mangelnde Anerkennung durch das rätoromanische «Volk» respektive die rätoromanischen Kritik<sup>239</sup>).

Oft wird jedoch eine solche vom moralischen Effekt oder vom Unterhaltungswert unabhängige Qualität auch dem Zufall oder einem «dun estetic naturel», einem natürlichen ästhetischen Talent zugeschrieben (Bezzola, 1979, 478), was wiederum bestätigt, dass es vor allem in den 70er- und 80er-Jahren in der rätoromanischen Literaturwissenschaft Tendenzen zur Stigmatisierung der eigenen Literatur gab. Camartin schreibt in einem Aufsatz über Aspekte der Verweigerung in der rätoromanischen Literatur, dass rätoromanische Schreibende vereinzelt bereits (oder erst, je nach Standpunkt) in der Nachkriegszeit begonnen hatten, sich von ihrer «Verpflichtung an die Gemeinschaft», das heisst von den Erwartungen ihrer Leserschaft zu lösen (Camartin, 1988, 296). Damals plädierte unter anderem Andri Peer für eine Öffnung der rätoromanischen Literatur für neue literarische Strömungen aus dem Ausland und für eine Loslösung von der Heimatliteratur<sup>240</sup> (siehe Riatsch, 2010).

Weiter stellt sich die Frage, inwiefern sich die Leserschaft seit den 70er-Jahren verändert hat. Einen nicht kleinen Anteil an solchen Veränderungen könnte der Einfluss der deutschen Sprache und des deutschsprachigen Buchmarktes haben.<sup>241</sup> Was die Leserschaft der sogenannten

<sup>238</sup> Er sei «der innovativste Lyriker der Rätoromania» (Riatsch, 2015, 9).

<sup>239</sup> Siehe u. a. bei Peer, 2011, 46f., 203ff., 208ff.

<sup>240</sup> «Der Begriff Heimatliteratur [...] entstand am Ende des 19. Jahrhunderts als Reaktion auf die im Naturalismus beliebte Grossstadtdarstellung. [...] Die Autoren der Heimatliteratur wandten sich gegen die Verstädterung, die Industrialisierung, die Technisierung und ihre Folgen, vor allem gegen die Entwurzelung und die Entstehung eines Proletariats. Dem Modernisierungsprozess setzten sie die heile Welt des Dorfes und der Natur und damit den traditionsverhafteten und moralisch handelnden Menschen gegenüber, der den gesunden Kern der Nation repräsentiere» (Zeller, 2013).

<sup>241</sup> Clà Riatsch macht die Periodisierung der Literatur in ältere und moderne Literatur am historischen Wandel einer bäuerlich-handwerklichen zu einer mobileren, pluralistischen Gesellschaft fest, der laut ihm fest mit dem grundlegenden Wechsel von einer teilweise monoglott-romanischen zu einer durchgehend zweisprachigen Gesellschaft verbunden ist (Riatsch & Walther, 1993b, 838).



Populär- oder Unterhaltungsliteratur betrifft, darf die These aufgestellt werden, dass sich diese ab den 70er-Jahren von der rätoromanischen Literatur entfernt und der deutschsprachigen Literatur respektive der englischen und deren deutschen Übersetzungen zugewandt hat. Dies mag zum einen am riesigen, breit vermarkteten Angebot ebendieser Bücher und der durch Werbung und Medien gesteigerten Popularität gewisser Werke liegen.<sup>242</sup> Zum anderen wird in einer Untersuchung zum Leseverhalten von Gymnasiasten 1981 die Lektüre rätoromanischer Bücher als «zu schwierig» beschrieben (Riatsch & Walther, 1993b, 623).<sup>243</sup> Dies deutet auf eine rückläufige Lesekompetenz in der rätoromanischen Sprache hin, wobei eine Wechselwirkung zwischen den beiden Phänomenen sehr wahrscheinlich ist.

Waren früher die Reihen der Kalender und Jahrbücher (Träger von rätoromanischer Populärliteratur, siehe Cadruvi, 2020) der jeweiligen Regionen noch in quasi jedem rätoromanischen Haushalt zu finden, so sind deren Verkaufs- und Verbreitungszahlen in den letzten Jahrzehnten rapide zurückgegangen, was möglicherweise auch mit der Weigerung der Volksschulen zu tun hat, den Vertrieb der Kalender über ihre Schüler:innen abzuwickeln. Die meisten Kalender funktionieren heutzutage auf Abobasis, und wie die meisten dieser gedruckten Medien haben auch sie mit den rückläufigen Verkaufszahlen zu kämpfen.

Trotzdem sind die Auflagen rätoromanischer Bücher im Verhältnis zur Bevölkerung sogar auffällig hoch. Allerdings seien die verkauften Bücher nicht mit gelesenen Büchern zu verwechseln, wie Riatsch und Walther betonen (Riatsch & Walther, 1993b, 622). Es sei nicht zu unterschätzen, wie viele Rätoroman:innen rätoromanische Bücher kaufen, um die Sprache zu unterstützen (Riatsch & Walther, 1993b, 623), Bücher, die jedoch danach direkt ungelesen ins Bücherregal wandern.

Ein Teil der Lesenden verlangt sicherlich immer noch nach jener Literatur, die die oben beschriebenen Bedürfnisse nach Heimeligkeit, Hausgebäck und Arvenstuben bedienen.<sup>244</sup> Auch dürfte nach wie vor eine sogenannte Bildungselite bestehen, die nach ästhetisch und stilistisch anspruchsvoller Literatur verlangt – eine Gruppe, die aufgrund des oben bereits dargelegten Interesses für Schreibende wie Andri Peer wohl schon in den 70er-Jahren präsenter gewesen sein dürfte, als Camartin es beschrieb. Doch was ist mit den Lesenden, die nach der Literatur verlangen, welche Themen angeht, über die man eben lange nicht schreiben durfte? Hier könnte die breite Rezeption von *Gion Barlac* ebenfalls darauf hinweisen, dass diese Leserschaft schon früher grösser war, als Camartin annahm und dass sie auch nicht einfach in die Gruppe der Zensurierenden kategorisiert werden sollte.

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass sich die Leserschaft analog zu den in Kapitel *Frauenleben und Frauenbewegung in Graubünden* beschriebenen gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen in Graubünden entwickelte. Eine grössere empirische Untersuchung zur rätoromanischen Leserschaft würde sich hier anbieten, um zu untersuchen, welche Lesergruppen nach wie vor bestehen, respektive ob sich neue oder andere herausgebildet haben.

<sup>242</sup> Möglicherweise haben auch populäre Literaturverfilmungen Einfluss.

<sup>243</sup> Siehe dazu auch Riatsch & Walther, 1993b, 623f. Walther stellt denn auch fest, dass eine reine Unterhaltungsliteratur im Rätoromanischen nicht existiert (Riatsch & Walther, 1993b, 693).

<sup>244</sup> Ein Hinweis darauf ist auch die steigende Popularität der sogenannten Regionalkrimis, deren Motive und Atmosphäre zumindest teilweise an die Heimatliteratur erinnern (besprochen im Seminar *Crimis rumantschs: geografia e sociologia* im Herbstsemester 2021 bei Rico Valär an der Universität Zürich).

Ein weiteres bislang eher wenig erforschtes Thema ist die weibliche Leserschaft der rätoromanischen Literatur. Dieses Thema wird gerade in vielen anderen Sprachräumen wieder angegangen<sup>245</sup>, und auch die rätoromanische Literaturwissenschaft bildet hier keine Ausnahme. Ein jüngst veröffentlichter Artikel von Jan-Andrea Bernhard widmet sich beispielsweise dem Leseinteresse der Bündner Frau im 17. und 18. Jahrhundert (Bernhard, 2022a) – dies im Rahmen eines grösser angelegten buchgeschichtlichen Forschungsprojektes (Bernhard, 2022a, 263).

Für eine Untersuchung der zeitgenössischen Lesegewohnheiten würde sich die Kalenderliteratur anbieten. Die *Pagina da la duonna* im *Chalender Ladin* zeigt zum Beispiel, dass eine weibliche Leserschaft durchaus existierte und auch Zielgruppe war – doch für welche Literatur und mit welcher Intention? Diesen Fragen könnten in einer breit angelegten Untersuchung beantwortet werden.

### 2.2.3 Die Nähe zu den Lesenden: Soziale Zensur und Selbstzensur

Die rätoromanische Literaturproduktion und Rezeption geschieht sehr viel engräumiger als diejenige in den Sprachgebieten grosser Literaturen. Das geografische Setting der rätoromanischen Literatur ist klein. Man kennt einander im Literaturbetrieb – die Schreibenden kennen ihre Leserschaft, ihre Kritiker:innen persönlich. Die Situation ist zu vergleichen mit einem dörflichen Kontext und birgt die Gefahr einer sozialen Kontrolle. Was geschrieben wird, ist exponiert, die Literatur von Frauen im Besonderen, da durch das herrschende Rollenbild die schreibende Frau bis weit ins 20. Jahrhundert ein Sonderfall war.<sup>246</sup>

In der rätoromanischen Literatur spielt also die räumliche Dimension eine grosse Rolle, wenn auch auf andere Art als oft angenommen. Von einer geografischen Isolation zu sprechen, wäre falsch. Es kann keine Rede davon sein, dass bestimmte Strömungen und Bewegungen dadurch verzögert worden wären, dass der rätoromanische Sprachraum räumlich abgeschottet gewesen wäre, dies war nämlich nie der Fall. Vielmehr hat und hatte der enge Raum, in dem die Literatur produziert und rezipiert wurde, Auswirkungen auf die Literatur selbst. Dieser Aspekt der rätoromanischen Literatur unterscheidet sich jedoch nicht gross von anderen Literaturen, deren Rezeption auch eine regionale Komponente hat, zum Beispiel die Mundartliteratur, die Populärliteratur bestimmter ländlicher Regionen oder generell die Schweizer Literatur (wobei diese rein durch die Sprache natürlich ein grösseres Einzugsgebiet hat, was andere Möglichkeiten eröffnet).<sup>247</sup>

Wenn Kritiker:innen die Schreibenden persönlich kennen, hat dies Einfluss auf die Kritik: Sie ist vielleicht wohlmeinender oder (eher selten) im Falle einer persönlichen Abneigung kritischer

<sup>245</sup> Aktuell geschieht dies oftmals im Kontext neu aufkommender Formen der Lektüre, wie dem Lesen von Texten im Internet, Fan Fiction oder Electronic Literature, wo Leserinnen präsenter zu sein scheinen (siehe z. B. Scott, 2019) oder aber in der Erforschung der Konstruktion einer weiblichen Leserschaft von Zeitschriften oder bestimmten Genres (siehe z. B. Harp, 2007). Auch widmet sich ein ganzer Forschungszweig innerhalb der Sozialgeschichte des Lesens der Untersuchung der weiblichen Leserschaft im 18. und 19. Jahrhundert, wo die Frage nach Autor- und Leserschaft im Kontext der Geschlechterdifferenz gestellt wurde (siehe z. B. Becher, 1992).

<sup>246</sup> Zum Beispiel ersichtlich aus der Behandlung Margarita Uffers in *Rätoromanische Gegenwartsliteratur in Graubünden* (Camartin, 1976) und ihren Aussagen im Interview dieses Buches.

<sup>247</sup> Die Schweizer Standardsprache wird in Deutschland nicht gelesen, weswegen viele Schweizer Verlage gleich mit einem sprachlichen Fokus auf den deutschen Buchmarkt publizieren (ohne Helvetismen etc.).

als gewöhnlich. Häufig wird der Satz «Jeu laudel tei! Ti laudas mei! Con bi ei quei!»<sup>248</sup> (siehe u. a. Camartin, 1985, 244; Riatsch & Walther, 1993b, 651) zitiert, um das Problem zu verdeutlichen, dass Literaturschaffende sich gegenseitig rezensieren.

Nicht zuletzt kann vermutet werden, dass die persönliche Bekanntschaft zu einer engeren Verknüpfung von Autor:in und Werk führen.<sup>249</sup> Dieser Faktor sowie das gehäufte Auftreten von Paratexten (Vorworten etc.) in denen die auktoriale Intention des Werkes kundgetan wird (durch die Schreibenden oder auch durch die Herausgebenden) (u. a. Riatsch & Walther, 1993b, 643, 646) legen somit den Grundstein für die vielen biografische Interpretationen (wissenschaftlicher und weniger wissenschaftlicher Art) in der rätoromanischen Literatur.

Im Zusammenhang mit sozialer Kontrolle kann es bei Literaturschaffenden zu einer Art Selbstzensur kommen. Diese markiert dabei eine äusserst niederschwellige Stufe der sozialen Kontrolle, jedoch auch eine der gefährlichsten, da sie schwierig aufzuzeigen und noch schwieriger im Detail darzustellen ist (Jäger, 1993, 22–23). Was nicht formuliert wird, kann schlecht nachverfolgt werden.<sup>250</sup> In psychischen Systemen schützt die (Selbst-)Zensur Tabus, was wiederum bedeutet, dass die Selbstzensur die Einhaltung gewisser Normen überwacht. Die Orientierung an vorherrschenden Wertsystemen kann als Ergebnis der Selbstzensur gewertet werden (Bachleitner, 2007, 113ff.).

Die Internalisierung der geltenden Normen macht ein Eingreifen einer externen Zensur überflüssig, wobei die geltenden Normen als soziale Zensur fungieren. Wenn diese internalisiert werden, kann von Selbstzensur gesprochen werden. Insofern wird diese Art der Zensur auch als Konsequenz der Zivilisation und Sozialisation gewertet:

Zweifellos ist Selbstzensur ein funktionales Äquivalent zur institutionell vollzogenen Zensur, das Ergebnis beider ist die Unterdrückung bestimmter Äusserungen. Selbstzensur ist die historisch «modernere» Form der Unterdrückung. Die Ausübung von Macht verschiebt sich von offener zu symbolischer Gewalt. [...] Wo Macht funktioniert, erübrigt sich Zensur (Bachleitner, 2007, 115–116).

In solchen Vorgängen sind die Literaturrezipienten in den Beurteilungsprozess eingebunden, nicht nur durch Marktmechanismen, sondern direkt durch Normenkontrolle, die zusätzlich durch Vereine und Institutionen geprägt und verstärkt werden kann.

Gerade in der rätoromanischen Gesellschaft, wo Vereinigungen (auch wegen des Spracheralts) von grosser Bedeutung waren und sind und teilweise Kanon sowie Publikationen mitgestalten, ist dies problematisch. Früher waren solche Vereine sehr männlich dominiert, was es Frauen erschwerte, am Diskurs teilzunehmen. Heute sind die Vorstände vieler solcher Vereine

248 «Ich lobe dich! Du lobst mich! Wie schön ist dies!» (VC).

249 Das Interesse, ja sogar das Wissen für eine biografische Interpretation eines Werkes ist in der Rumantschia oft nur dann vorhanden, wenn die rezipierenden Personen die Schreibenden kennen, da in der rätoromanischen Literatur biografische Angaben zu Schriftsteller:innen eher dürftig verfügbar sind: Wikipedia-Artikel oder längere Artikel zur Biografie der Schreibenden finden sich nur wenige, zudem sind sie selten ausführlich.

250 Noch einen Schritt tiefer gehen Dinge, die einem aufgrund von Denkverböten oder Tabus gar nicht erst ins Bewusstsein treten, denn darüber kann nicht einmal im Verborgenen oder in der Nische gesprochen werden (Jäger, 1993, 26).

weiblich dominiert.<sup>251</sup> Dass sich das vermehrte Engagement von Frauen in den Vereinen auch in der Literaturproduktion niedergeschlagen hat, lässt sich nur schon an der Anzahl Publikationen (Jahrbüchern etc.) festmachen, die sich in monothematischen Ausgaben dem weiblichen Schreiben oder dem Thema Frauen widmen.<sup>252</sup>

Camartin sieht einen Grund für die Selbstzensur auch in der Geschichte der rätoromanischen Literatur, in der lange fast ausschliesslich zu religiösen Zwecken geschrieben wurde. Das «kontrollierende Auge des Auftraggebers» werde so nach und nach für «natürlich» gehalten (Camartin, 1985, 254). Das Denken und somit auch das Schreiben passt sich den Vorgaben an, ja antizipiert sie sogar, ohne dass ein direktes Verbot ausgesprochen werden muss.

Selbstzensur wird auch als Akt definiert, bei dem etwas aus Respekt vor den Gefühlen anderer oder aber meistens aus Angst vor Strafe oder Gesichtsverlust gar nicht erst gesagt oder geschrieben wird (Streinska & Cecchetto, 2013, 97). Dies geschieht oftmals, wenn zum Beispiel bestimmte Themen als unsagbar erachtet werden, weil sie der eigenen Identität oder anderen Personen aktiv schaden oder schlicht als unangebracht gelten. Selbst bestimmte Formen der Höflichkeit oder Regeln der Interaktion, ja selbst Political Correctness kann dieser Art der Selbstzensur zugeordnet werden (Streinska & Cecchetto, 2013, 99).

Gerade im weiblichen Schreiben wird die Selbstzensur oft thematisiert. Von Christa Wolf gibt es viele Äusserungen dazu, sie umschreibt die Selbstzensur als einen «diffusen Widerstand», der sie daran hindere «zu einem bestimmten Thema etwas zu Papier zu bringen» (Wolf zitiert nach Jäger, 1993, 22f.). Auch Virginia Woolf scheint in gewisser Weise Selbstzensur betrieben zu haben, nämlich indem sie ihre Werke direkt auf verschiedene Leserschaften zuschnitt: Für die allgemeine Leserschaft vermied Woolf Themen, die missbilligt werden konnten. *Mrs. Dalloway* (1925) zum Beispiel hält sich sehr bedeckt, was Homosexualität oder Begehren angeht, wohingegen *A Room Of One's Own* (1929), das sich an eine weibliche Leserschaft richtet, einiges expliziter ist, was Sexualität und Geschlechterfeindlichkeit betrifft (Neverow, 2010, 57).

Aufgrund der oben erwähnten Nähe – oder sollte man sagen Enge? – dürfte es sich für schreibende Frauen in der Rumantschia noch schwieriger gestaltet haben als für Woolf oder Wolf, die aus dem Englischen beziehungsweise deutschen Sprachraum stammten. Wie bereits angesprochen ist Margarita Uffer die einzige Autorin (unter lauter Autoren), die in Iso Camartins *Rätoromanische Gegenwartsliteratur in Graubünden. Interpretationen und Interviews* nicht mit Foto und Biografie zur Interpretation ihres Textes gestellt werden will. Sie wehrt sich so unter anderem gegen eine mögliche biografische Interpretation und erklärt dies in einem Brief an den Forscher folgendermassen:

Ich will nicht schamlos auf dem Markt meinen Namen und die Fakten meines Lebens ausbreiten, wie man dies für ein Stück Vieh tut, das man verkaufen will. Ich habe

251 Dies könnte mit dem Rückgang des Prestiges solcher Positionen zu tun haben. Zudem sind sie nicht oder nur schlecht bezahlt, was sie noch weniger attraktiv macht und dazu führt, dass Frauen, die aufgrund der unbezahlten Erziehungs- und Familienarbeit an unbezahlte Arbeit gewohnt sind, eher solche Posten übernehmen. Diese Prozesse sind auch aus Studien über sogenannte Frauenjobs bekannt. Siehe u. a. Cornelissen, 2003, 214ff.

252 Wie bereits in 2.1.6 erwähnt, wird dies sogar explizit festgestellt, die frauenthematische Ausgabe der *Nies Tschespet*-Reihe entstand zum Beispiel «grazcha a interess specific da la redactura Marietta Tuor» (Ganzoni, 2005, 37).



nichts zu verkaufen. Aber auch meine Bibliographie kann ich Ihnen nicht geben, weil meine «poetischen» Arbeiten entweder unter falschem Namen oder gar nicht erschienen sind. Ich kann nur wahre und selbsterlebte Dinge erzählen. Ich bin ein einfacher Mensch, Tochter «armer Leute» und kenne nicht die Fährten der Gebildeten. *Der Kuss* ist die einzige Erzählung, die mit meinem Namen veröffentlicht ist. Sie ist dadurch um nichts besser geworden (Uffer in Camartin, 1976, 248).

In diesem kurzen Statement sind mehrere Aspekte der (weiblichen) Selbstzensur aufgeführt. Die Begründung für ihre Verweigerung liest sich, als wäre der Akt der Freilegung des biographischen Aspekts ein Akt der Prostitution (auch in diesem Diskurs wird der Verkauf des Körpers oft mit Viehhandel verglichen). Selbst die Freigabe ihrer Bibliographie kommt für Uffer einer Entblössung gegen Geld gleich. Sie betont, sie habe nichts zu verkaufen. Dies reicht weit in die Frage nach der Schreibmotivation hinein, ein Thema über das ganze Bücher geschrieben werden können und auch bereits wurden – weswegen diese Frage hier nicht weiterverfolgt werden soll.

Uffer grenzt sich in ihrem Statement ausserdem klar von einer «Elite» ab, auch wenn sie diese nicht direkt so nennt; sie spricht von den «Gebildeten». Sie selbst sei eine Tochter «armer Leute». Diese Selbstinszenierung kann ein Schutz vor Kritik sein, ähnlich den Herausgeberfiktionen, in denen Schreibende sich im Vornherein bei ihrer Leserschaft für mögliche Fehler entschuldigen.

Uffers Aussage, sie könne nur über «wahre und selbsterlebte Dinge» schreiben, ist einem bestimmten Diskurs, genauer gesagt zwei Diskursen zuzuordnen: Der eine ist erneut jener der einfachen, aus dem Volk stammenden Schreibenden.<sup>253</sup> Der zweite ist ein wenig komplexer und ist mit Auf- und Abwertungen der sogenannten Frauenliteratur zu verknüpfen. Zum einen wurde der weiblichen Schreibtätigkeit lange Zeit nachgesagt, sie befinde sich – entsprechend dem traditionellen bürgerlichen Rollenverständnis – vor allem im Bereich des Empfindsamen, der Emotionalität und eben des Selbsterlebten. Weibliches Schreiben bewegte sich deswegen bis ins 20. Jahrhundert hinein vor allem in Formen wie Tagebüchern, Briefromanen oder auch in der Lyrik, welche zwar lange als literarische Hochform männlich dominiert war, was sich jedoch spätestens seit Mitte des 20. Jahrhunderts gewandelt hat.<sup>254</sup> Lange Zeit wurde diese Art der Literatur unter dem Begriff der Frauenliteratur abgewertet: Literatur, die von Frauen für Frauen geschaffen wurde, und vor allem sogenannte Frauenthemen (Gefühle, Familie, Häuslich- und

253 Uffer trägt selbst noch weiter dazu bei, indem sie schreibt: «In der rätoromanischen Literatur möchte ich mehr einfache, originelle Arbeiten finden, eine echt romanische (und daher schwer zu übersetzende) Ausdrucksweise, welche eine rätoromanische Literatur überhaupt rechtfertigt. Und da komme ich wieder auf das schon Gesagte: der Inhalt muss für den Autor wahr sein, empfunden und in romanischer Sprache gedacht. Ich glaube, die rätoromanischen Dichter sollten mit ihrer äusseren Einschränkung leben. Das bringt keineswegs eine innere Beschränktheit mit sich. Grosse Gedanken brauchen nicht viele Worte. Und noch weniger brauchen sie komplizierte, nur Gebildeten oder «Eingeweihten» verständliche Worte. Damit möchte ich es keinem verwehren, der dazu fähig ist, sich an eine grossangelegte Arbeit zu machen. Aber dann sollte sich einer «zuerst hinsetzen, wenn er einen Turm bauen will, und die Kosten berechnen, ob er die Mittel hat, das Werk zu Ende zu führen.» (Uffer in Camartin, 1976, 249).

254 «Es ist nun rund zwanzig Jahre her, seit Marcel Reich-Ranicki regelmässig kundtat, Frauen könnten keine Romane schreiben, ihre eigentliche Domäne sei die Lyrik, und ohnehin müssten Frauen mit dem Schreiben aufhören, sobald sie Kinder bekämen [...]: «Man darf auch nicht sagen, Frauen können keine Romane schreiben. [...] Frauen können Novellen schreiben, wunderbar, Frauen können Gedichte schreiben. Fragen sie mich nicht warum! Fragen Sie Gynäkologen!» (Seifert, 2021a, 42).

Empfindsamkeiten etc.) behandelte.<sup>255</sup> Und je deutlicher die Abweichung von diesen Erwartungen, desto heftiger fiel die (Literatur-)Kritik aus, mit der die jeweilige Autorin konfrontiert wurde (Seifert, 2021b, 80).

Solcherlei Abwertung und Rezeption hatten sicherlich Einfluss auf das Selbstverständnis der Autorinnen. Rita Cathomas-Bearth schreibt in ihrem Text *Ord il diari d'ina dunna* (Aus dem Tagebuch einer Frau):

Jau hai ditg «gea». Jau scriv in text per il Tschespet. Ed ussa questa malsegirtad. Po en-satgi leger quai che muventa mai? Jau sent in malesser, ina bloccada, malgrà ch'jau scriv propi gugent. Sriver gida mai d'elavurar eveniments ed impressiuns. Ma tgi po quai interessar?<sup>256</sup> (Cathomas-Bearth, 1993, 220).

Die eigene Wahrnehmung, die weibliche Perspektive, wird als nicht würdig empfunden, publiziert zu werden. Der Gedanke an die Rezeption verunsichert, nicht so sehr aufgrund der persönlichen Natur der Themen, sondern aufgrund der Frage, ob die eigenen Empfindungen überhaupt als interessant wahrgenommen werden. Dies entspricht einem bekannten Mechanismus der Kanonbildung: Weibliche Texte werden aus der hohen Literatur über eine Abqualifizierung der Themen ausgeschlossen. Diese werden als unwichtig<sup>257</sup> und damit zugleich als «nicht literaturfähig» markiert, eine Abwertung, die bis heute stattfindet (Seifert, 2021b, 87).

Als man in den 70er-Jahren begann, nach einer weiblichen Ästhetik zu suchen, versuchte man dieser Art der Literatur neue Bedeutung zu verschaffen, den Begriff der Frauenliteratur und die Werke, die unter diesem Label geschrieben wurden, aufzuwerten. Uffer bewegt sich ganz eindeutig in diesem Umfeld, denn sie schreibt weiter: «eine Frau schreibt doch mit Vorliebe über die alltäglichen, kleinen Dinge, über Selbsterlebtes, Miterlittenes» (zitiert nach Camartin, 1976, 249f.). Falls dies zutreffen sollte, ist der Grund dafür wohl im Umfeld und Alltag zu suchen, in dem sich die Autorinnen jeweils bewegten. So wird heute literarische Verarbeitung von Hausarbeit und Sorgearbeit nicht nur als literarische, sondern auch als politische Entscheidung gesehen:

Wenn Hausarbeit und Sorgearbeit, die immer noch sehr überwiegend von Frauen gemacht werden, es nicht wert seien beschrieben zu werden, dann hiesse das, das Leben von Frauen sei es nicht wert, beschrieben zu werden. Schon aus Prinzip müsse deshalb auch der Badezimmerputz vorkommen in Romanen (Seifert, 2021a, 55).

255 Zum Thema Frauenliteratur siehe Kapitel 1.4.2, zum Thema Rezeption von Literatur von Frauen in der rätoromanischen Literatur siehe Kapitel 1.2.2.

256 «Ich habe «ja» gesagt. Ich schreibe einen Text für den Tschespet. Und nun diese Unsicherheit. Mag jemand lesen, was mich bewegt? Ich spüre ein Unwohlsein, eine Blockade, auch wenn ich wirklich gern schreibe. Schreiben hilft mir, Ereignisse und Eindrücke zu verarbeiten. Aber wen mag das interessieren?» (VC).

257 Selbst Camartin, der Uffers Text eigentlich hoch lobt, schreibt: «Hier wird der Leser nicht eingeführt in so bedeutsame Dinge wie den Selbstbetrug eines Theologen, eine Sternstunde in der Geschichte des Humanismus oder ein schwieriges Sozialproblem der Gegenwart.» (Camartin, 1976, 243) – womit er im Grunde sagt, dass die Gefühle eines jungen Mädchens unbedeutend sind.

Vielleicht liegt es an dieser Problematik, vielleicht an den sich verändernden Lebensumständen, dass eine derartige Aufwertung der Frauenliteratur nie ganz gelungen ist. Noch heute werden auf jeden Fall im Volksmund bestimmte Romane, meist Liebesromane, als Frauenliteratur abgetan und im selben Moment abgewertet.

Interessant ist ausserdem Uffers Feststellung, ihre Erzählung *Igl bitsch* sei die einzige Erzählung, die unter ihrem Namen erschienen sei, doch sie sei dadurch «um keinen Deut besser» geworden. Dass sich die Qualität der Erzählung durch den Namen, unter dem sie erscheint, nicht verändert, ist klar.<sup>258</sup> Allerdings stellen sich hier weitere Fragen. Der Text *Igl bitsch* ist zweifellos der am häufigsten rezipierte, ja der berühmteste ihrer Texte. Man kann sich also fragen, ob er auch der Beste ist. Oder ob der Text deshalb so präsent diskutiert wurde, respektive so viel Aufmerksamkeit erregte, weil er ihren Namen trug? Oder weil er von einer Frau geschrieben wurde – einer Frau, der man ein Gesicht und eine Biografie zuordnen wollte? Oder trug der Text vielleicht ihren richtigen Namen, weil er gut ist? Weil er der einzige Text ist, von dem die Autorin überzeugt genug war, ihn unter ihrem richtigen Namen zu veröffentlichen?

Wenn heute darüber diskutiert wird, warum Frauen weniger oft publizieren, sich seltener auf die Bühne wagen oder sich anders weniger exponieren, wird dies häufig dem Umstand zugeschrieben, dass Mädchen von vornherein dazu erzogen werden, sich kritischer zu hinterfragen und eher für Dinge gelobt werden, für die sie nichts können (Aussehen) als für ihre Taten und deswegen weniger selbstbewusst sind. Dies kann dazu führen, dass Frauen ein Werk erst dann jemandem zeigen oder veröffentlichen, wenn sie sich ihrer Sache sehr sicher sind, dann nämlich, wenn ihr Werk ihren (sehr hohen) Ansprüchen genügt. Was dazu führt, dass sie weniger oft «entdeckt», gefördert oder eben publiziert wurden und immer noch werden.<sup>259</sup>

Der Text *Igl bitsch* wurde allerdings in einer Anthologie, in der bereits erwähnten *Prosa rumantscha / Prosa romontscha* (1967), publiziert, in der fünf Texte von Frauen und neun von Männern veröffentlicht wurden. Die Auswahl der Texte basiert auf dem Aufruf zu einem Schreibwettbewerb, auf den 34 Manuskripte eingingen, von denen fünf prämiert und 14 in der Anthologie veröffentlicht wurden.<sup>260</sup> Leider ist nicht zu eruieren, wie die Frauenquote bei den eingereichten Manuskripten war, jedoch zeugt der Umstand, dass überhaupt Frauentexte eingereicht wurden und dass fünf davon zur Veröffentlichung ausgewählt wurden, auch von einem Fortschritt im Literaturbetrieb und widerspricht der obigen These des verminderten weiblichen Selbstbewusstseins zumindest teilweise. Bedenkt man, dass die Publikation 1967 erfolgte, also noch vor den Einflüssen und den sozialen Umbrüchen durch die 68er-Bewegung, ist dies umso bemerkenswerter.

Die obigen Fragen sind bezüglich des Textes von Margarita Uffer an dieser Stelle nicht zufriedenstellend zu beantworten. Sie zu stellen ist jedoch von umso grösserer Bedeutung, da dadurch

258 Es ändert sich höchstens die Rezeption des Textes. Je nach Name, Geschlecht etc. der Schreibenden wird ein Text anders wahrgenommen.

259 Die oben von Uffer erwähnte Metapher mit dem zu bauenden Turm, stützt diese These. «Die Genderforschung vermutet, dass Frauen weniger das Bedürfnis zur öffentlichen Selbstdarstellung durch Leistung haben, kreative Projekte lieber für sich entwickeln und erst präsentieren, wenn sie voll davon überzeugt sind» (Hebeisen, 2019).

260 Prämiert wurden drei Texte von Autorinnen und nur zwei von Autoren.



gewisse Mechanismen im (rätoromanischen) Literaturbetrieb dargelegt werden können. Dieser war es denn auch, der von Margarita Uffer stark kritisiert wurde:

Die Rätoromanen würden besser ganz auf den literarischen Jahrmarktbetrieb verzichten. In einem so kleinen Sprachgebiet, wo jeder jeden kennt, ist das gewiss nicht das Notwendigste. Für manchen besteht die grosse Schwierigkeit ja gerade darin, dass er sich nicht in der Anonymität verbergen kann. Besonders einer Frau wird es dadurch schwer gemacht, etwas Gültiges zu schreiben: eine Frau schreibt doch mit Vorliebe über die alltäglichen kleinen Dinge, über Selbsterlebtes, Miterlittenes. Vielleicht ist gerade in der Unmöglichkeit des äusseren Verbergens der Grund dafür zu suchen, dass das feminine Element (auch bei männlichen Autoren) bei uns nur schwach vertreten ist.

Ich würde es als einen wesentlichen Fortschritt und als ein Vorbild für die ganze Welt betrachten, wenn alle rätoromanischen Dichter ihre Arbeiten nur anonym veröffentlichen würden. Da würde sich bald die Spreu vom Weizen scheiden. Und das wäre einmal etwas Kollektiv-Originelles (Uffer in Camartin, 1976, 249–250).

In dieser Erklärung stellt Uffer eine Diagnose für das Symptom der schwachen Vertretung des femininen Elements in der rätoromanischen Literatur (interessanterweise bei Autorinnen und Autoren). Auch sie verortet dieses in der Kleinheit des rätoromanischen Sprachgebiets, «wo jeder jeden kennt», und es an Anonymität mangelt. Und nicht nur das, sie stellt auch gleich eine Lösung für dieses Problem vor: der Verzicht auf den «literarischen Jahrmarktbetrieb». Wie die meisten Utopien ist eine solcher Verzicht kaum praktikabel. Zum einen wegen der idiomatischen Unterschiede, die eine Anonymisierung erschweren. Zum andern aber gerade auch wegen der Kleinheit des Sprachgebiets und der Konkurrenz aus der deutschsprachigen Literatur. Deswegen ist die rätoromanische Literatur auf eine Vermarktung angewiesen, die nicht zuletzt auf der Regionalität und somit den Biografien der Schreibenden beruht. An Lesungen in den Herkunftsdörfern und -regionen der Autor:innen ist immer wieder zu beobachten, wie gut besucht diese im Vergleich zu Lesungen an anderen Orten sind. Beim Absatz der Bücher sind ähnliche Phänomene zu vermuten – was allerdings nicht zuletzt mit den unterschiedlichen Idiomen zusammenhängt, in denen die Schreibenden meist veröffentlichen.

Trotzdem erscheint der Vorschlag einer anonymen Veröffentlichung sehr interessant. Der rege Gebrauch von Pseudonymen (gerade bei weiblichen Autorinnen) scheint Uffer Recht zu geben – was im folgenden Kapitel thematisiert wird.

#### 2.2.4 Lösungsansätze: Pseudonyme und andere Strategien

Wenn Schreibende Aspekte in ihre Literatur einbringen wollen, von denen sie annehmen, dass sie von der Leserschaft und/oder Kritiker:innen nicht nur wohlwollend aufgenommen werden,<sup>261</sup> müssen sie zu gewissen literarischen Strategien greifen, sofern sie nicht Gefahr laufen

261 In diesem Kapitel wird vor allem von inhaltlichen Aspekten ausgegangen. Natürlich stösst sich die rätoromanische Leserschaft oft auch an sprachlichen, stilistischen und formalen Aspekten. Dies erklärt sich damit, dass in einer Minderheitensprache der Spracherhalt besonders wichtig ist und somit eher auf die Einhaltung bestimmter sprachlicher Normen geachtet wird. Beispiele für formal und sprachlich kritisierte Schreibende wären Andri Peer oder in jüngster Zeit Arno Camenisch.

wollen, einen Aufschrei der Empörung zu verursachen oder aber durch die Leserschaft gemieden zu werden. Im folgenden Kapitel werden einige dieser Mittel gesammelt und aufgeführt – wobei auch auf Erkenntnisse aus Literaturen herbeigezogen werden, die einer staatlichen Zensur unterstanden. Im weiteren Verlauf der Arbeit soll anhand der zu untersuchenden Lektüre dann festgestellt werden, ob und inwiefern diese Strategien darin Verwendung fanden.

Das bekannteste dieser Mittel wurde bereits im letzten Kapitel erwähnt: das Pseudonym<sup>262</sup>. Davon finden sich gerade bei rätoromanischen Autorinnen einige: Ursina Clavuot-Geer (1898–1983) publizierte unter dem Pseudonym Gian Girun. Clementina Gilly (1858–1942) als Clio<sup>263</sup>, Nina Attanhofer-Zappa (1893–1977) als Cilgia Danz, Margarita Gangale-Uffer (1921–2010) unter anderem als Dita und Falispa, Domenica Messmer (1902–1988) als Stredin Stredella, Tresa Rüthers Seeli (\*1931) als Melania, Antonia Sonder (1919–1995) als Isa Bella und Rita Uffer (\*1949) als Carla D. Weitere nicht geklärte Pseudonyme sind unter anderem Dunna Laetizia<sup>264</sup> (Dunna Laetizia, 1984), Alberta<sup>265</sup> (u. a. in *Litteratura 10.1: Scripturs aglur*, 1987; *Litteratura 11.1: Ironia e satira*, 1988) oder Ruth<sup>266</sup> (u. a. in *Litteratura 4: Duonnas scriván*, 1981).

Gerade bei Dunna Laetitia hängt das Pseudonym eindeutig mit dem Aufbrechen alter Rollenbilder und Identitäten zusammen. Sie veröffentlichte 1984 in der *Litteratura* ein Gedicht mit dem Titel *Emanza* (Dunna Laetizia, 1984), in dem sie auf das Patriarchat schimpft und die Emanze feiert. Walther betont in ihrer Einordnung des Gedichts, dass zum Zeitpunkt der Veröffentlichung die Frauen in Graubünden noch nicht sehr lange das Stimm- und Wahlrecht hatten und dass deswegen für «das Pseudonym als Schutzschild auf jeden Fall hier vollstes Verständnis aufgebracht werden» könne. Die Veröffentlichung unter Pseudonym zeigt aber auch, dass die «freudianische Zeit», deren Ende im Gedicht besungen wird, wohl noch nicht ganz vorbei war (Riatsch & Walther, 1993b, 603).

Von den genannten Pseudonymen ist nur eines eindeutig männlich – dies obwohl sich Autorinnen früher oftmals durch männliche Vornamen «jenen Raum schufen, der ihnen als Frauen nicht zur Verfügung stand» (Pohl & Schuchter, 2021, 197). Den rätoromanischen Autorinnen schien es also trotz allem wichtig zu sein, als schreibende Frau erkannt zu werden. Es ist natürlich möglich, dass einige Pseudoandronyme durch die Wahl von Namen, die nicht eindeutig als Decknamen zu erkennen sind, gar nicht erst aufgefallen oder bekannt geworden sind. Ausserdem liegt

262 Diese Praxis ist bei Autorinnen schon seit Jahrhunderten populär (Siehe dazu Söhn, 1974, 90–113). Valär schreibt dazu, dass das Benutzen von Pseudonymen gerade zur Zeit von Clementina Gilly (1898–1983) bei Autorinnen sehr verbreitet war, zum einen als Zeichen für Diskretion und Bescheidenheit, zum andern, wie in Gillys Fall, als Zeichen von Qualität und zur Unterscheidung zu anderem schriftstellerischem Schaffen (Valär, 2022b, 14).

263 «Clio – chi fo l'alliteraziun cun Clementina – es la seguonda da las nouv musas illa mitologia greca, la musa da la poesia eroica, ma eir la musa da la lira, l'instrument a corda dvanto simbol per poesia ed intellet, l'origin da la lirica» (Valär, 2022b, 14); «Clio – welches eine Alliteration zu Clementina bildet – ist die zweite der neun Musen in der griechischen Mythologie, die Muse der erotischen Lyrik, aber auch die Muse der Lyra, das Instrument, das zum Symbol für Poesie und Intellekt wurde, zum Ursprung der Lyrik» (VC).

264 Auch Lucia Walther erwähnt dieses ungeklärte Pseudonym – mit der Anmerkung, man wisse eigentlich nicht einmal, ob es sich dabei um einen Mann oder eine Frau handle (Walther, 2020, 125).

265 Bei Alberta handelt es sich wohl um Annetta Ganzoni. Einer ihrer unter ihrem Namen erschienenen Texte wurde 2019 unter dem Pseudonym Alberta neuaufgelegt (Ganzoni, 2019).

266 Zum möglichen biografischen Hintergrund dieses Pseudonyms siehe Riatsch & Walther, 1993a, 342.

es wohl in der Natur von Pseudonymen, das sich nicht herausfinden lassen soll, wer sich dahinter verbirgt. Eine kurze Auflistung neuerer Texte, die unter ungeklärtem Pseudonym erschienen sind und deren Inhalt mehr oder weniger brisant ist, findet sich bei Bezzola (Bezzola, 1979, 607). Unter dem Pseudonym Peader da Fontana tgolda wurde zum Beispiel 1964 eine Geschichte über die Liebschaft eines Protestanten und einer Katholikin veröffentlicht – ein Thema, dass mancherorts in Graubünden noch bis in die 80er-Jahre hinein als skandalös wahrgenommen wurde. Im Text werden die Protagonisten jedoch auch dementsprechend abgestraft (Bezzola, 1979, 607).

Es stellt sich die Frage, ob die Wahl eines männlichen Alter Egos einer schreibenden Frau ein noch grösseres Tabu darstellt, als die schreibende Frau *per se*?<sup>267</sup> Wenn letzteres schon ein Greifen nach (männlicher) Macht bedeutet, was bedeutet dann die Maskerade als Mann? Bedeutet das männliche Pseudonym die Eroberung männlichen Raumes, ohne dass die patriarchale Welt etwas davon merken kann? Dies schien zumindest noch vor einigen Jahrzehnten nicht denkbar gewesen zu sein: Bezzola argumentiert, dass die Wahl des Pseudonyms Gian Girun von Ursina Clavuot nichts mit dem Raubvogel «girun» zu tun habe. Die Autorin habe den Namen wohl schlicht wegen der Alliteration gewählt oder möglicherweise unbewusst, weil der Name sie in Fantasie und Realität leiten (rätorom. «giron») sollte. Es wäre eine ebenso grosse Unterstellung, zu behaupten, Ursina Clavuot habe den Greifvogel gewählt, weil sie mit dem Pseudonym nach der Macht der Männer greifen wollte. Allerdings scheint diese Interpretation zumindest aus heutiger Sicht verlockender. Warum sich Clavuot eines Pseudoandronyms bedient, thematisiert Bezzola nicht. Vielleicht auch, weil der gewählte Name klar als Pseudonym zu erkennen ist und somit keine Bedrohung eines «Unterjubelns» weiblicher Texte in den männlich dominierten Kanon besteht. Er nennt ihr Pseudonym denn auch «divertaivel» («lustig» oder «unterhaltsam») (Bezzola, 1979, 483).

Im Übrigen griffen nicht nur Autorinnen zu Pseudonymen, um die Nähe in der rätoromanischen Leserschaft zu umgehen. Für Peider Linsel ist das Pseudonym P.I.Derin («Peiderin») bekannt, für Chasper Po Ch. H. Asper («Chasper») – wobei beide an die richtigen Namen anlehnen und somit zumindest für die nähere Umgebung leichter zu erraten waren. Vic Hendry schrieb zum Beispiel unter dem Pseudonym Martin Busch über seine Heimat das Val Tujetsch (Hendry, 2010) und auch Alfons Tuor griff bei einer Ballade, in der er sich über Bewohner seines Nachbardorfs lustig machte, auf dieses Mittel zurück und nannte sich A. Etcetera (Caduff, 2004, 44). Es ergibt sich so allerdings der Eindruck, dass sich die Männer beim Benutzen von Pseudonymen weniger in Modernität ergehen, sondern vielmehr in nachbarlichen Schmähungen. Eine solche These wäre allerdings genauer zu prüfen.<sup>268</sup>

Ausserdem schützt auch ein Pseudonym nicht immer genügend, denn die Autorschaft eines rätoromanischen Textes lässt sich oftmals leicht an Idiom und/oder Stil erraten, was auch schon zur öffentlichen Parodie bestimmter Pseudonyme geführt hat: Unter dem Pseudonym

267 Dagegen spricht die Tatsache, dass diese Praxis schon so lange Usus ist – gerade auch im Verlagswesen. Wenn davon ausgegangen wurde, dass sich das Werk einer Frau nicht verkaufen würde, wurde dieses Werk einfach unter einem Pseudoandronym veröffentlicht. In gewissen Genres ist diese Praxis noch heute gang und gäbe (auch umgekehrt mit Pseudogynonymen).

268 Beispiele wären Reto Caratschs Pseudonym Fortunat a Griatschouls oder Carli Gigers Ursus de Medell. Das Dicziunari Rumantsch Grischun (DRG) besitzt ein Pseudonym-Verzeichnis auf das bei Bedarf zugegriffen werden kann.

Fortunat a Griatschouls parodiert Reto Caratsch in *La renaschentscha dals patagons* die Figur Stredin Stredella, ein Pseudonym von Eugen Faccetti und Domenica Messmer als «groteske Janus-Zwitter-Figur mit [...] einem aus männlichen und weiblichen Kleidern zusammengesetzten Kostüm» (Riatsch & Walther, 1993b, 631). Das Pseudonym wird im Text wegen seines Dorfdialekts aufgedeckt. Dass ausgerechnet ein Pseudonym eines Mann-Frau-Duos in derartiger Weise «parodiert» wird, wirft die Frage auf, inwiefern hier der Faktor eine Rolle gespielt hat, dass es sich eben um das Pseudonym eines Mannes UND einer Frau handelt. Möglicherweise spielte es überhaupt keine Rolle. Da jedoch das Kostüm aus männlichen und weiblichen Kleidern so explizit betont wird, ist es gut möglich, dass man sich daran gestossen hat, dass sich Mann und Frau *gemeinsam* hinter einem Pseudonym verbergen.<sup>269</sup>

Eine weitere bekannte Methode, die unter anderem in der DDR oft zur Vermeidung von Zensur verwendet wurde, war das Verschieben einer Handlung in die Geschichte, also eine zeitliche Verschiebung. Ein Beispiel dafür wäre (gemäss Jäger, 1993, 35) Christa Wolfs *Kassandra* (1983).<sup>270</sup> Auch Walther thematisiert die «historische Kostümierung» bestimmter Werke. Laut ihrer Analyse dient diese in der rätoromanischen Literatur jedoch eher dazu, «von der Geschichte vorgelebte «romanische Identität» zu stiften (Riatsch & Walther, 1993b, 700), also eigentlich das Gegenteil einer versteckten Integration kritischer Themen.

Ähnlich wie die zeitliche Verschiebung funktioniert die Methode der örtlichen Verschiebung. In der rätoromanischen Literatur gibt es ein sehr bekanntes und vieldiskutiertes Beispiel dafür: *La renaschentscha dals Patagons* (1949) von Reto Caratsch. Jedoch ist der Bezug zur rätoromanischen Welt hier so offensichtlich, dass man kaum mehr von einer Verschlüsselung sprechen kann, sondern von satirischer Maskierung.<sup>271</sup>

Auch die Flucht in Parodie oder Satire kann als Umgang mit Zensur gelesen werden. In zensurierten Gesellschaften verlegten sich viele Autor:innen «aufs Nasendrehen»: «Sie versteckten Andeutungen im Text und die Leserinnen und Leser suchten danach» (Jäger, 1993, 42). Gerade in einer Kleinliteratur wie der Rätoromanischen mag so etwas für Schreibende sehr verlockend erscheinen, da sich das Erraten von Andeutungen hier auf einer noch persönlicheren, näheren Ebene befinden kann. So kann die Parodie auch stilbildend wirken, jedoch vielleicht nicht nur im positiven Sinn: In der DDR wurde beispielsweise beklagt, dass «geistvolle Geschliffenheit gar nicht gefragt war», da «die blosser Nennung von Tabuwörtern ausreichte, um grelle Lacher zu erzeugen» (Jäger, 1993, 43). Dies mag ein wenig an den Skandal um *Gion Barlac* von Theo Candinas erinnern, wo die blosser Nennung von «far pops» zu Aufmerksamkeit führte. Angesichts der Tatsache, dass sich Schreibende in einer Gesellschaft, die von Tabus oder Traditionalismus

269 Riatsch betont hierzu, dass das Benutzen eines Pseudonyms nicht immer als «Versteckspiel» gewertet werden könne, sondern gelegentlich auch als Versuch, «die Aufmerksamkeit des Lesers vom ihm bekannten Autor auf den Text zu lenken, die literarische Kommunikation aus derjenigen des Alltags herauszulösen» (Riatsch & Walther, 1993b, 613).

270 Zwei Werke anhand derer der Einsatz dieser Methode in der rätoromanischen Literatur überprüft werden könnte, wären *La chastlauna* von Selina Chönz (Chönz, 2017, erstmals erschienen 1940) und möglicherweise auch *La figlia dal cuntrabandier* der Brüder Bardola (Bardola & Bardola, 2021, erstmals erschienen 1936).

271 Clà Riatsch nennt Reto Caratsch in *Pathos und Parodie* denn auch einen «Brandstifter im eigenen Haus» (Riatsch, 2015, 97ff.).



geprägt ist, in Ironie flüchten, kann es denn auch nicht verwundern, dass der Untersuchung von Parodie in der rätoromanischen Literaturwissenschaft grössere Aufmerksamkeit zukommt.<sup>272</sup>

Eine andere Möglichkeit wäre die Flucht in unverfänglichere Genres, beispielsweise in das Märchengenre. Hans Fallada tat dies zur NS-Zeit mit *Altes Herz geht auf die Reise*, verortete die Wurzel des Konfliktes jedoch im Sozialen, sodass ihm eine gewisse Kritik am System möglich war (Hartmann, 1996, 229–231). An dieser Stelle kann die Frage gestellt werden, ob in der rätoromanischen Literatur verborgen unter dem Deckmantel der unverfänglichen Heimatliteratur gewisse sozialkritische Aspekte angesprochen wurden. Selina Chönz und Chatrina Filli wären Kandidatinnen für eine solche Untersuchung. In *La legenda dal Lai fop* (Filli, 1945) gelingt zum Beispiel entgegen der üblichen Muster eine Liebe über die Talgrenze hinaus, wird jedoch von der Gesellschaft mit Ächtung bestraft. Dies wird jedoch keineswegs als richtig oder positiv gewertet. Auch Filli verortet den Konflikt im sozialen Bereich. «Die Erzählung ist ein Plädoyer für eine Öffnung nach aussen» (Riatsch & Walther, 1993b, 565) – ganz entgegen der damaligen Einstellung. Selina Chönz, Autorin vieler Texte, die sich in ihrer Motivik durchaus im Bereich der Heimatliteratur verorten lassen, lässt im Text *Larschs in fö* (Chönz, 1950, 51–87) ausserdem als erste eine Partnerschaft zwischen Mann und Frau auf Basis der Gleichberechtigung diskutieren (Riatsch & Walther, 1993b, 573).

Ein neueres Beispiel wären die Werke von Anna Ratti, wobei diese alle im 21. Jahrhundert veröffentlicht wurden. Sie spielen «en in mund parallel ed en il trantertemp»<sup>273</sup> (Ratti, 2021b, Umschlagseite hinten). In der Sage *Il crap cun strivlas brünas* wird zum Beispiel die (männliche) Gewaltbereitschaft (im Gegensatz zum (weiblichen) Verständnis für andere Lebensformen) abgestraft – dies verpackt in eine Sage über ein paar Wandernde die auf ein fantastisches Wesen (eine gigantische Raupe) stossen. Einer der Männer möchte es töten, während sich eine «duonna curaschusa» (Ratti, 2021a, 17) dagegen ausspricht. Der Mann verschwindet am Ende der Geschichte, die Raupe überlebt, die restlichen Wandernden verlieren jegliche Erinnerung an das Geschehene.<sup>274</sup>

Die Gegenüberstellung von zwei Meinungen durch einander kontrastierende Figuren ist ein weiteres Mittel zur Umgehung von Zensur (Jäger, 1993, 36). So werden alternative Meinungen und Lebensentwürfe zwar gezeigt, die Lesenden können jedoch für sich selbst entscheiden, wessen Meinung sie für besser halten. Zu finden sind solche Dialoge zum Beispiel in Selina Chönz' *La visita* (Chönz, 1979a) oder in *Tamfitsch* (Grob-Ganzoni, 1967) von Anna Pitschna Grob-Ganzoni (siehe Ganzoni, 2020a) – beides Texte, die in Anthologien erschienen sind.

In der Regel werden solche Problematiken in früheren Texten am Ende wieder aufgehoben, indem Figuren für ihren Rollen- oder Traditionsbruch bestraft werden und/oder indem sie sich auf traditionelle Rollenbilder rückbesinnen. So zum Beispiel in *La nona*<sup>275</sup> von Ursina Clavuot-Geer (Girun, 1951), wo eine Matriarchin für das Familienglück verantwortlich

272 Clà Riatsch bespricht das Thema ausführlich in *Pathos und Parodie* (Riatsch, 2015).

273 In einer Parallelwelt und in der Zwischenzeit (VC). Es findet gewissermassen eine zeitliche und örtliche Verschiebung statt.

274 Die Sagen von Anna Ratti haben grösstenteils weibliche Protagonistinnen. Kurze Analysen von Anna Rattis Sagen finden sich in Kapitel 4.4.2 und 5.4.3.

275 Eine Auftragsarbeit mit dem Ziel des Schutzes der Familie (Riatsch & Walther, 1993b, 558).



ist, oder bei Selina Chönz in *Quel ram da röser sulvedi* (Chönz, 1979b), wo die Tochter einen «neuen Weg» anstelle des traditionellen einschlagen möchte, letzten Endes aber doch Glück in der Mutterschaft findet (wenngleich in ungewohnter Weise).<sup>276</sup> Diese Autorinnen gehören beide noch zur Generation der vor 1920 geborenen. Sie gehören noch nicht zu den Autorinnen, denen Walther das Beschreiten neuer Wege im Hinblick auf das Selbstverständnis der Frau attestiert. In späteren Texten ist die «Arme-Sünder-Haltung» der Frau dann nicht mehr präsent, vielmehr streben Autorinnen nach einer Versöhnung der Gegensätze (Riatsch & Walther, 1993b, 603f.).

Eine weitere, sowohl formale als auch inhaltliche Möglichkeit zur Darlegung neuer oder kontroverser Gedanken kann die Verfremdung sein, zum Beispiel durch das Wörtlich-nehmen gewisser Redensarten oder aber durch das Einnehmen fremder Perspektiven, möglicherweise die Beschreibung eines Vorgangs aus Sicht eines Kindes, eines Gegenstandes oder Tieres.

In der Kurzgeschichte *Trist, trist...* von Rita Uffer, publiziert unter dem Pseudonym Carla D. (D., 1985) wird ein Begräbnis aus Sicht eines Kindes beschrieben, das Schwierigkeiten hat gewisse Situationen einzuordnen, weil es die sozialen Codes nicht kennt (Riatsch & Walther, 1993b, 608). Ähnlich funktioniert der Text *L'ascensiun dal falien* von Theo Candinas, wobei dieser gleichzeitig auch einen Tabubruch darstellt, da es sich um die Darstellung einer gekreuzigten Jesusfigur aus Sicht einer Spinne handelt, die auf ebendiesem Jesus am Kreuz herumkrabbelt (Candinas, 1986).

Gerade die Kinderperspektive scheint von Schriftstellerinnen auffällig oft eingenommen zu werden, wie Lucia Walther feststellt. Dabei wird der Bezug zwischen Frau und Kind nicht mehr negativ gewertet. Indem die Perspektive eigenmächtig und bewusst von Autorinnen eingenommen wird, findet eine Umdeutung statt. Man könnte beinahe von einer Reappropriation, einer Reklamation sprechen:

Tändeln, spielen, sinnieren, träumen, horchen wurde in die Welt des Kindes und der Frau verwiesen und galt als minderwertig. Indem die Frauen gelernt haben, «ich» zu sagen, haben sie ihre Welt als gleichberechtigte neben die Welt der Männer gestellt. Dadurch haben die Frauen einen wichtigen Beitrag an ein ganzheitliches Weltbild geleistet. Der männliche Nützlichkeitsbegriff wurde korrigiert. Tändeln spielen, sinnieren, träumen,

276 Als Beispiel soll folgender Dialog zwischen Mutter und Tochter dienen. Die Mutter sagt: «Ma Felizia auncha esa in temp da't marider e funder üna famiglia. Tü sfügiast tieu destin. Tieu bap ed eau, tieus perdavaunts, nus tuots nu vains lavuro daspö generaziuns, ils prüms scu purs e lura emigros fin in Ollanda, stos a l'ester suot Napuliun, turnos. Per pudair exister in Engiadina haun els fat ils usters e lura ils hoteliers scu bap ed eau. Ma üngün nun ho purto taunt sacrifici, per cha Gian marida üna Americauna chi nu voul iffaunts, e tü at sdegnast perfin da't marider.» Woraufhin die Tochter antwortet: «Eau nu sdegn da'm marider. Eau stögl ir ün'otra via chi vo pü a fuonz a pregüdizis ed es pü sincera, mamma.» (Chönz, 1979, 105); «Aber Felizia noch hast du Zeit, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Du fliehst vor deinem Schicksal. Dein Vater und ich, deine Vorfahren, wir alle haben seit Generationen gearbeitet, die ersten als Bauern, dann sind sie bis nach Holland ausgewandert, unter Napoleon im Ausland gewesen, zurückgekehrt. Um im Engadin eine Existenz aufzubauen, wurden sie Wirtsleute und dann Hoteliers, wie Vater und ich. Aber keiner hat solche Opfer gebracht, damit Gian eine Amerikanerin heiratet, die keine Kinder will, und du verschmähst es sogar zu heiraten.» «Ich weigere mich nicht, zu heiraten. Ich muss nur einen anderen Weg gehen, der mit Vorurteilen aufräumt und ehrlicher ist, Mutter.» (VC).

hören dürfen heutzutage auch die bündnerromanischen Dichter, auch sie dürfen jetzt «ganz Mensch» sein (Riatsch & Walther, 1993b, 612).

Diesen «Beitrag an ein ganzheitliches Weltbild» sieht Lucia Walther auch darin geleistet, dass jene Autorinnen, die neue Optiken in die Literatur einbringen, vermehrt Anteil am Schicksal von Randgruppen nehmen, beispielsweise an jenem von Menschen mit Behinderung. Sie schreibt diesen Blick für das Unscheinbare der Sozialisation von Mädchen und Frauen zur Anteilnahme zu (Riatsch & Walther, 1993b, 570). Zusätzlich wäre es möglich, dass die Unterdrückung, die die Frau durch die männlich dominierte Welt erfährt, ihren Blick für andere diskriminierte Gruppen stärkt und so die Einnahme der Perspektive dieser Gruppierungen die explizite Einnahme der unterdrückten weiblichen Perspektive ersetzt.

Ähnlich funktioniert die Verschleierung mittels Metaphern. In *Candailas sainza flomma* (Uffer, 1983) symbolisiert beispielsweise ein Adventskranz einen hohlgewordenen Brauch, der nur noch abgestaubt wird, aber keine Wärme verbreitet (Riatsch & Walther, 1993b, 569). Es ist ein Mittel, das in der Lyrik besonders häufig eingesetzt wird. Dasselbe gilt für den bewussten Einsatz von Leerstellen, die von den Lesenden durch Interpretation aufgefüllt werden müssen.<sup>277</sup> Diese finden sich häufig in der (modernen) Lyrik. Die Wahl der Lyrik als Medium könnte somit ebenfalls zum Mittel der Umgehung von sozialer Zensur werden, da die Interpretation von Gedichten schwieriger, mehrdeutiger und eine eindeutige Absicht selten festzustellen ist. Die Deutung von Gedichten beruht auf den Interpretationen der Lesenden. «Das Gedicht bietet eine Möglichkeit, über gewisse heikle Dinge verschlüsselte Aussagen zu machen», so der Lyriker Andri Peer (Peer, 2011, 71).<sup>278</sup>

In der zeitgenössischen rätoromanischen Literatur sind Autorinnen in der Lyrik besser vertreten als in der Prosa. Möglicherweise spielt die obige Eigenschaft der Lyrik in diese Tendenz hinein. Jedoch sind für diese Entwicklung sicherlich noch weitere Gründe anzuführen. Möglicherweise war das Schreiben von Lyrik für Frauen bereits früher akzeptierter, aufgrund des Stereotyps, es sei das «empfindsamere» Genre als die Prosa, was zum bürgerlichen Verständnis des weiblichen Geschlechtscharakters gepasst haben dürften. Durch eine solche Akzeptanz konnten sich Frauen in der Lyrik früher etablieren als in der Prosa.<sup>279</sup>

277 Leerstellen gelten «als wichtiges Element für die Wirkung eines Textes. Da Leerstellen nämlich vom Leser aufgefüllt werden müssen, erfordern sie seine Mitarbeit. Wird der Leser zu Mitarbeit eingeladen, so wird seine Freiheit respektiert. Der Leser kann die Mitarbeit ganz ablehnen oder er kann mitarbeitend verifizieren bzw. falsifizieren. Diese Freiheit hat der Leser eines Textes, in dem die «einzige Wahrheit» schon dasteht, nicht» (Riatsch & Walther, 1993b, 568).

278 Von anderen Dichter:innen wird der Gebrauch der Lyrik als Mittel zur Verschlüsselung bestritten. Der französische Lyriker Paul Verlaine zum Beispiel beschreibt in seinem Gedicht *Art poétique* eine gegenteilige Poetologie: Poesie müsse einfach und unprätentiös, müsse Musik bleiben und der Vers ein schönes Abenteuer sein, «et tout le reste est littérature» (Verlaine, 1902), «und alles andere ist Literatur» (VC). Auch der italienische Dichter Giovanni Pascoli beschreibt in *Il fanciullino* Poesie als Stimme des Kindes, welche nicht durch Intellekt aufgeschlüsselt werden kann, sondern nur durch Intuition (Pascoli, 1992, Kapitel I erstmals erschienen 1897). Lyrik ist nach diesem Verständnis also kein rhetorisches Mittel, sondern im Gegenteil simpel und naiv.

Zu Andri Peers Lyrik ist des Weiteren die These bekannt, dass sie von Kindern besser verstanden werde als von Erwachsenen (Ganzoni, 2012, 425, 429) – das Verständnis von Lyrik als Träger einer möglichen verschlüsselten Botschaft muss also nicht zwingend dem Verständnis von Lyrik als intuitiver Ausdruck von Gefühlen widersprechen.

279 Noch vor 20 Jahren tat der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki regelmässig kund, «Frauen könnten keine Romane schreiben, ihre eigentliche Domäne sei die Lyrik» (Seifert, 2021a, 42).

Zum anderen (und dies ist nicht unumstritten<sup>280</sup>) könnte die These aufgestellt werden, dass das Schreiben eines Gedichts nur schon aufgrund des Umfangs weniger Zeit in Anspruch nimmt als das Schreiben eines längeren Prosawerks. In Lebensphasen in denen Frauen in Haushalt und Familie (und heutzutage zusätzlich noch im Beruf) eingespannt sind, fällt es ihnen möglicherweise schwerer, sich die Zeit zu nehmen und sich – man denke an Virginia Woolf – in einen eigenen (auch zeitlichen) Raum zum Schreiben zurückzuziehen. Für ein Gedicht oder eine Kurzgeschichte bleibt je nach Arbeitsweise möglicherweise eher Zeit als für einen Roman.

Ein weiteres Mittel zur Umgehung sozialer Zensur sind Übersetzungen. Lange Zeit wurde in der rätoromanischen Literatur relativ ungezwungen aus anderen Literaturen entlehnt: «Zwischen der direkten Übernahme als Übersetzung und der unbewussten Verarbeitung eines fremden Vorbilds gibt es allerlei lautere und unlautere Zwischenformen, die von der gutmütigen Adaption bis zum Plagiat reichen» (Camartin, 1976, 227f.). Riatsch und Walther widmen sich diesem Thema in *Literatur und Kleinsprache*. Sie sagen dort, dass solche «Übersetzungen», die Tendenz haben «dem Leser entgegenzukommen» (Riatsch & Walther, 1993a, 427). Folglich sprechen sie in weiten Teilen auch von Adaptionen oder Transposition (Riatsch & Walther, 1993a, 472ff.).

Hervorzuheben sind im Kontext der sozialen Zensur Übersetzungen, bei denen nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses nach rätoromanischer Identitätsbildung im Mittelpunkt steht, sondern das fremdsprachliche Werk an sich. Gemeint sind hierbei Übersetzungen, die es beispielsweise unterlassen, die Geschichte in einen rätoromanischen Kontext zu versetzen, oder die aufgrund ihres Inhaltes nicht in einen solchen eingeordnet werden können. Solche Übersetzungen können eine interessante Abwechslung zum Literaturkanon bieten. So zum Beispiel die in *Traunter di e not. Poesias, essays e raquints* publizierten Übersetzungen von Clementina Gilly (Gilly, 2022). Hier findet sich ein starker Fokus auf Texte von sozial engagierten Autorinnen mit zentralen Frauenfiguren, wodurch solche Themen und Figuren in die rätoromanische Literatur hinein- respektive an die rätoromanische Leserschaft herangebracht werden.

Weitere Beispiele finden sich in der Kalenderliteratur. In der Kurzgeschichte *Karen* des norwegischen Schriftstellers Alexander Kielland wird die weibliche Hauptfigur zwar oftmals zum Objekt degradiert, jedoch wird dies vom Erzähler (kritisch bis spöttisch) reflektiert. Dies zeigt beispielsweise der Satz «Que d'eiran giuvnatschs, ed els discurrivan sur da Karen sco cugnuoschiduors»<sup>281</sup> (Kielland & Arquint, 1967, 18) in einer Szene in der ein paar Männer über das Aussehen von Karen sprechen. Eine längere Übersetzung im *Calender Romontsch* nimmt ein weiteres wichtiges Element einer heutigen Genderdebatte vorweg: Die weibliche Hauptfigur Jenny wird von ihrem Verehrer geküsst, woraufhin sie ihm vorwirft, sie ohne seine Erlaubnis geküsst zu haben. Seine Entgegnung, es habe ihn einfach überkommen, tut sie mit einem trockenen «Mich nicht» ab (Segal & Coray, 1972, 61). Überhaupt bekommt man es in

280 Andri Peer zum Beispiel spricht von nächtelangen Bemühungen in Bezug auf seine Gedichte (Ganzoni, 2012, 281), an manchen Gedichten arbeitete er Jahrzehnte (Ganzoni, 2012, 235). Auch das bekannte Bonmot «Ich schreibe dir einen langen Brief, weil ich keine Zeit habe, einen kurzen zu schreiben», welches je nach Quelle unterschiedlichen Schreibenden von Blaise Pascal über Johann Wolfgang von Goethe bis zu Charlotte von Stein zugeordnet wird, stützt solche Aussagen.

281 «Das waren grüne Burschen und sie sprachen über Karen wie Kenner» (VC).

der Geschichte *Love Story* mit einer Welt und Umgebung zu tun, die der damaligen Realität im Bündner Oberland sehr fern zu sein scheint. Am Ende verliebt Jenny sich zwar (wie könnte es anders sein?) doch noch in ihren aufdringlichen Verehrer, aber trotzdem bieten nicht nur die Texte selbst, sondern auch die Wahl der übersetzten Texte einen Einblick in den literarischen und sozialen Fokus der Redaktoren der Jahrbücher.

Last but not least kann den Tabus auch die Verweigerung derselben, also der direkte Widerstand, gegenübergestellt werden. In der rätoromanischen Literatur findet sich die explizite Verweigerung, also der direkte Tabubruch eher selten – zumindest in der Prosa. Ein Beispiel dafür wäre *Gion Barlac* von Theo Candinas.<sup>282</sup> In der Lyrik zählt Walther mehrere Gedichte auf, unter anderem diejenigen von Tina Nolfi, die sich mit der Menstruation beschäftigen (Nolfi, 1986) oder von Rut Plouda über ein Kind mit Down-Syndrom (Plouda-Stecher, 1986). Die Frauenbewegung ist für die Aufdeckung vieler Tabus in der Literatur verantwortlich, was Walther für die rätoromanische Lyrik auch aufzeigt. Für die rätoromanische Prosa bleibt dies jedoch noch zu beweisen.

Eine andere Möglichkeit ist die bereits anhand von Margarita Uffers Kurzgeschichte beschriebene Verweigerung durch die Auslassung respektive Negierung eines rätoromanischen Kontexts. Dies geht in eine ähnliche Richtung wie das Versetzen der Geschichte in einen anderen geografischen oder zeitlichen Kontext. Indem man alles Rätoromanische ausblendet, umgeht man die Aussage: «Das geht bei uns unmöglich!»<sup>283</sup>, da die Geschichte ja nicht «bei uns» spielt.<sup>284</sup> Die (konservative) Leserschaft wird somit nicht gezwungen sich mit dem potenziell subversiven Inhalt oder Tabuthema auseinanderzusetzen, da sie sich einreden kann, dies gehe sie aufgrund der Situierung nichts an.<sup>285</sup>

### 2.2.5 Der lange Arm der Renaschientscha Rumantscha

In den nächsten drei Kapiteln soll die sogenannten «Mängelliste» (u. a. Riatsch, 2015, 12) der rätoromanischen Literatur besprochen werden. Hauptkritikpunkte sind die folgenden drei Eigenschaften: Musterabhängigkeit, Verspätung und Zweitrangigkeit (im Vergleich zu den grossen europäischen Literaturen). Die impliziten Vorwürfe fasst Riatsch wie folgt zusammen: «Die romanische Literatur ist nicht auf der Höhe ihrer Zeit, sie hat den Anschluss an die Moderne verpasst, sie ist im Formalen wie im Inhaltlichen epigonal, unbedarft ideologisch, pädagogisierend und damit ästhetisch unbefriedigend» (Riatsch, 2015, 6). In *Pathos und Parodie* (Riatsch, 2015) geht Riatsch diesen Vorwürfen nach und reflektiert und widerlegt sie, indem er die Vielfalt der selbstkritischen Spiegelungen in der rätoromanischen Literatur dokumentiert.

282 Camartin verortet dieses Werk unter «subversives Mitmachen»: «Man bedient sich dabei der Argumentation des «ex contrario» und hat die Selbstentblössung des Angegriffenen zum Ziel» (Camartin, 1985, 300). Dies ist für das Identifikationspotenzial des Werkes für die Rätoromanen zutreffend, allerdings sind gewisse Teile des Werkes nur schon durch die Wahl des Themas ein direkter Tabubruch, zum Beispiel «Gion Barlac fa in pop» oder «Gion Barlac ha concepiu» (Candinas, 2012).

283 Zitiert nach Camartin, 1985, 163.

284 Camartin nennt hierfür als Beispiel auch den Roman *Viadi sur cunfin* von Oscar Peer (Camartin, 1988, 300).

285 Umgekehrt lässt sich auch heute noch mit der Aussage «Das gibt es auch bei uns!» provozieren oder Aufmerksamkeit erregen. Der Dokumentarfilm *Zona Grischa* von Sabrina Bundi über Pädophilie tut das zum Beispiel ganz bewusst (Bundi, 2020).



Es liegt dieser Arbeit fern, die oben genannten Vorurteile zu reproduzieren. Da diese jedoch gerade auch für die Rezeption der Darstellung von Weiblichkeit in der rätoromanischen Literatur von Bedeutung sind, sollen ihre Ursprünge in den nächsten Kapiteln kurz dargelegt werden und die Diskussion um die jeweiligen Punkte erörtert werden. Weiter wird das jeweilige Thema auch in Bezug auf die Literaturanalyse in dieser Arbeit betrachtet; es wird auf den Einfluss beziehungsweise die möglichen Konsequenzen der jeweiligen Vorurteile auf die Darstellung weiblicher Figuren in der rätoromanischen Literatur eingegangen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die sogenannte *Renaschientscha Rumantscha*<sup>286</sup>. Zu dieser Zeit erlebte die rätoromanische Sprache und Literatur einen Aufschwung. Unter anderem begann sich die rätoromanische Literatur wegzubewegen von rein religiösen Inhalten. Es wurde Belletristik geschaffen. Deplazes spricht für den Zeitraum von 1850 bis 1950 vom «goldenen Jahrhundert» der rätoromanischen Literatur, dem Zeitalter der rätoromanischen Klassik (Deplazes, 2001, 259). Viele noch heute bekannte Autoren und Werke der rätoromanischen Literatur stammen aus jener Zeit. Deplazes nennt exemplarisch die Autoren Gian Fadri Caderas, Giovannes Mahis, Schimun Vonmoos und Peider Lansel aus dem Engadin, Johannes Barandun, Gion Antoni Bühler, Steafan Loringett aus der Sutselva, Pader Alexander Lozza sowie Giatgen und Lezza Uffer im Surmeir, Giacun Casper Muoth, Gion Antoni Huonder, Alfons Tuor, Pader Maurus Carnot, Flurin Camathias, Gion Cadieli, Gian Fontana und Guglielm Gadola in der Surselva.

Es gab auch weibliches Literaturschaffen, jedoch werden Frauen jener Zeit vom Kanon für gewöhnlich ausgeschlossen oder nur am Rande erwähnt. Beispiele wären Clementina Gilly,<sup>287</sup> Lina Liun, Angiolina Vonmoos oder Annetta Klainguti-Ganzoni.

Die Werke der Autoren der *Renaschientscha Rumantscha* waren meist nicht nur in rätoromanischer Sprache geschrieben, sondern widmeten sich auch inhaltlich dem Rätoromanischen (zum Beispiel *Al pievel romonsch* (Muoth, 1887) oder *Il nar da Fallun* (Rauch, 1923) – wobei der inhaltliche Bezug in letzterem weniger offensichtlich ist als in ersterem).

Entstehung, Verlauf und Einfluss der *Renaschientscha Rumantscha* werden in verschiedensten Arbeiten dokumentiert und analysiert. Oft wird für diese Phase von einem «Nachvollzug der Romantik» gesprochen (Uffer, 1974, 635), einer aus dem Interesse für Folklore und Regionalität der deutschen Romantik entstandenen Bewegung. Das Aussterben des Rätoromanischen sei nur von einer Elite im Rahmen einer «gesamteuropäischen geistigen Bewegung» als vom Tode bedroht erfahren worden. Diese «Elite» habe das Aussterben dann dem «Volk» bewusst gemacht (Riatsch & Walther, 1993a, 337). Im Zuge dessen wurde das Rätoromanische 1938 denn auch zur vierten Schweizer Landessprache. Rico Valär vertritt in seiner Arbeit *Weder Italiener noch Deutsche* über die rätoromanische Heimatbewegung ausserdem die These, dass zusätzlich der seit der Aufklärung entstandene helvetische Patriotismus und der neohelvetische Nationalismus des frühen 20. Jahrhunderts einen prägenden Einfluss auf die *Renaschientscha Rumantscha* hatten (Valär, 2013, 15). Die Form der Sprachbewegung überdauerte nicht zuletzt

<sup>286</sup> Der Begriff ist nicht unproblematisch und unumstritten wird jedoch gemeinhin der Einfachheit halber verwendet, was in dieser Arbeit nicht anders sein soll. Mehr dazu bei Valär, 2013, 20ff.

<sup>287</sup> Mehr zu Clementina Gilly findet sich in der 2022 erschienenen kommentierten Neuauflage ihrer Werke (Gilly, 2022).



durch die geistige Landesverteidigung den Zweiten Weltkrieg. Noch in der Nachkriegszeit, in der die rätoromanische Belletristik «eine wahre Blüte» erlebte, lässt sich die Prosa oft mit Stichworten wie «Bauernepik», «Dorfgeschichte» oder «Heimatliteratur» charakterisieren (Riatsch & Walther, 1993b, 829). Die Muttersprache wurde zu jener Zeit als Hort der Intimität und der Tugend stilisiert (Valär, 2013, 397).<sup>288</sup>

Als Folge der Spracherhaltungsbewegung hatte die Belletristik noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts oftmals Inhalte, die sich an den Werten jener Bewegungen orientierten. Dies zeigt sich in den Themen, Figuren und Schauplätzen der Literatur. Oftmals spielen die Werke in Bergdörfern, streben nach Wiederherstellung der Idylle und ihre Figuren stammen aus dem klassischen Register der Dorfgeschichten. Lucia Walther hat dieses konservierende (und konservative) Element in der rätoromanischen Literatur unter anderem am erzählten Raum untersucht. Dieser diene in der rätoromanischen Literatur meist dazu, «eine innere, gegen eine äussere Welt abzugrenzen und dabei für die Statik und gegen die Dynamik zu plädieren» (Riatsch & Walther, 1993a, 127).

Wie bereits in Kapitel 1.4.3 erwähnt, hat auch Iso Camartin die rätoromanische Literatur dahingehend porträtiert:

Wenn eine Kleinsprache von Rückgang und Zerfall bedroht ist, sind es gewöhnlich die Schriftsteller, die zuerst daran gehen, Gegenmassnahmen zu ergreifen. Ein grosser Teil der rätoromanischen Literaturgeschichte liesse sich darstellen als Entwicklung verschiedener Gegenzüge, um dem gefährdeten Stand der Dinge angemessen zu begegnen (Camartin, 1976, 225).

Die Beschreibung der rätoromanischen Lebenswelt sei von den Schreibenden als ihre wichtigste Aufgabe angesehen worden, gerade aufgrund der drohenden Verdrängung der Sprache durch das Deutsche. Er stellt weiter fest:

Der allergrösste Teil der rätoromanischen Literatur ist somit ein *orbis pictus raeticus*, eine Illustrierung der Menschen, ihren Lebensweisen und ihrer Probleme in den Berglandschaften Graubündens, sehr oft mit der nicht verheimlichten Absicht, den Glanz dieser besonderen Welt ihrem Zerfall entgegenzuhalten (Camartin, 1976, 226).

Für die 1970er-Jahre scheint dies ein sehr pessimistisches Bild der rätoromanischen Literatur zu sein. «Dass Camartin noch 1976 in der ‹Besorgnis um die Erhaltung› eine ‹Grundstimmung› der rätoromanischen Gegenwartsliteratur erkennt, deutet auf eine lange Nachwirkung dieser auf Bewahrung und Abwehr fixierten Tradition», schreibt Riatsch in *Pathos und Parodie* (Riatsch, 2015, 14). Stereotypen der auf Regionen, Alpen und Bauertum eingeschworenen Heimatliteratur wurden in Verbindung mit den stadt- und modernefeindlichen Tendenzen der Dorfepik aufgrund der konservativen helvetischen Heimatbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts bis weit ins 20. Jahrhundert hinein reproduziert (Riatsch, 2015, 14).

<sup>288</sup> Mehr dazu auch bei Coray, 2008.

Der Umstand, dass festgestellt wird, dass ab der Jahrhundertmitte der grösste Teil der zeit- und gesellschaftskritischen Prosa Probleme berührt, die nichts mit dem rätoromanischen Kontext zu tun haben (Riatsch & Walther, 1993b, 771), ist jedoch ein Beweis für eine bestehende Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in der rätoromanischen Literatur.<sup>289</sup>

Von grösster Bedeutung ist bei diesem Thema, wie prägend diese Auffassung der rätoromanischen Literatur bis heute ist. Noch heute wird jungen Autor:innen (besonders im nicht rätoromanischen Kontext) vorgeworfen, ihre Werke seien «doch gar nicht rätoromanisch», wenn in ihnen gewisse Motive wie der Arvenwald, die Jagd, Berge, Salsiz, Capuns, Kühe, Käse oder die Alpen fehlen – und dies trotz der vielen, bereits in verschiedenen literaturwissenschaftlichen Analysen dargelegten Beispiele (siehe u. a. Riatsch, 2015; Riatsch & Walther, 1993b, 1993a), die zeigen, dass rätoromanische Literatur eben nicht zwingend einen rätoromanischen Kontext haben muss. Das Vorurteil bleibt (vorerst) bestehen.

#### 2.2.6 Das Thema der ›Verspätung‹ bzw. ›Verzögerung‹

Lange Zeit wurde die rätoromanische Literatur als «orbis pictus raeticus» (Camartin, 1976, 226) gesehen, als «Illustrierung der Menschen, ihrer Lebensweise und ihrer Probleme», um dem «Zerfall» dieser Welt entgegenzuwirken (Camartin, 1976, 226). Der Fokus lag auf allem Einheimischen und auf Gruppenidentität. Camartin spricht in diesem Zusammenhang von «zeitlichen Verschiebungen» (Camartin, 1976, 227) zu den europäischen Grossliteraturen und argumentiert, dass die räumliche Abgrenzung dazu geführt habe, dass moderne Strömungen und soziale Bewegungen meist verspätet in der rätoromanischen Bergregion Einzug hielten (Camartin, 1976, 1985).<sup>290</sup> Für die Zeit vor dem 20. Jahrhundert mag dies noch stimmen, später (mit der Entwicklung der Massenmedien, dem Ausbau des Verkehrs etc.) wird dies jedoch immer unwahrscheinlicher.

Gegen eine Verzögerung aufgrund räumlicher Abgrenzung spricht auch, dass der Kontakt zwischen der rätoromanischen ›Elite‹, den Schriftstellern und Intellektuellen bereits sehr früh bestand, zum Beispiel durch ein Studium oder durch Arbeit ausserhalb des rätoromanischen Sprachgebiets. Besonders im Engadin ist dieser Einfluss durch die Randulin:as zu spüren.<sup>291</sup> Auch ist davon auszugehen, dass durch die geringe Grösse des Sprachgebiets (jeder kennt jeden) eine Art soziale Zensur stattfindet, die Schreibende davon abhält, (soziale) Innovation in ihre Texte einzubringen, oder sie aber zu Ausweichstrategien zwingt, um diese Zensur zu

<sup>289</sup> Bereits Andri Peer, der der rätoromanischen Literatur ebenfalls Qualitätsmängel, Musterabhängigkeiten und Rückständigkeit diagnostizierte, schiebt dies auf «Phasenverschiebungen» und eine geographisch und historisch bedingte Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (Riatsch, 2015, 11).

<sup>290</sup> Camartin benutzt zum Beispiel das Bild der Rhätischen Bahn, die erstmals durch rätoromanisches Gebiet fährt und den geografischen Raum erschliesst, ohne dass die Sprachproblematik bedacht wurde (Camartin, 1985, 86). Weiter sagt er: «Da die Grenzen in so vielen Lebensbereichen sich verschoben, zum Teil sogar aufgelöst haben, wäre die Beschränkung auf Probleme der in geschlossener Gesellschaft lebenden Bergbauern höchstens noch als historisierende Beschäftigung mit Literatur möglich» (Camartin, 1976, 228).

<sup>291</sup> Wurde bereits im Exkurs: *Regionale Unterschiede – Schriftstellerinnen im Engadin und der Surselva* (2.1.6) erwähnt. Mehr dazu bei Riatsch & Walther, 1993b, 551.

umgehen, sodass (thematisch) moderne oder innovative Tendenzen nicht auf den ersten Blick ersichtlich sind.<sup>292</sup>

Die Definition literarischer Modernität ist ausserdem umstritten. Camartin macht diese an vom Text aufgegriffenen Inhalten und Themen fest, wenn er sagt, dass der Text *Igl bitsch* von Margarita Uffer modern sei, weil er rein gar nichts mit der rätoromanischen Lebenswelt zu tun habe, also wenn die rätoromanische Sprache nur Medium nicht aber Thema sei:

Der kurze Text von Margarita Uffer hat überhaupt nichts zu tun mit spezifisch rätoromanischer Wirklichkeit. Und doch ist es eine der besten Kurzerzählungen, die die Rätoromanen besitzen. Natürlich liegt dies nicht vor allem daran, dass das rätoromanische Problem darin keine Rolle spielt. Aber es liegt sicherlich daran, dass die schriftstellerischen Fähigkeiten sich nicht an falschen Fragestellungen und unlösbaren Problemen aufreiben müssen. Margarita Uffer macht nichts anderes, als sich in die Vorstellungen dieses jungen Mädchens einzufühlen (Camartin, 1976, 244).

Camartin verortet die Besonderheit des Textes in der thematischen Absenz des rätoromanischen Kontextes. Allerdings stellt sich die Frage, ob nicht der Umstand, dass hier eine so offensichtlich ungeschönte weibliche Perspektive dargestellt wird, nicht viel eher die Modernität des Textes ausmacht. Zum einen zeigt der Fokus auf diese Weiblichkeit, auf «die Vorstellungen dieses jungen Mädchens», dass diese Perspektive bei seinem Erscheinen 1967 etwas Besonderes, ja etwas Neues war. Zum anderen wirft die Autorschaft des Textes die Frage auf, ob weibliches Schreiben und weibliche Perspektiven bewusstseinsfördernd oder sogar modernisierend auf die rätoromanische Literatur wirkte.

Walther hat sich dieser Frage, wie bereits erwähnt, im Abschnitt über die Literatur von Frauen in *Literatur und Kleinsprache* gewidmet und kommt zum Schluss, dass sich das weibliche Schreiben zumindest komplementär zu einer männlichen Optik verhalte und somit «ergänzend auf ein Ganzheitliches» ziele (Riatsch & Walther, 1993b, 610).<sup>293</sup>

Das Festmachen an den vom Text aufgegriffenen Inhalten wird von Riatsch als untaugliches Mittel zur Definition von Modernität bezeichnet. Er tendiert eher zu einer Definition literarischer Innovation anhand von sprachlichen und formalen Merkmalen beziehungsweise anhand der Wechselwirkung dieser beiden Definitionsmöglichkeiten (Riatsch & Walther, 1993b, 841).

Riatsch argumentiert ausserdem, dass die von Camartin so genannte ›Phasenverschiebung‹ (Verspätung) als deskriptives Merkmal für Minderheitenliteraturen weniger angemessen sei, wenn man denn die rätoromanische Literatur periodisieren möchte. Besser sei von einem «Agglomerat verschiedener Tendenzen» (Riatsch & Walther, 1993b, 837) zu sprechen, also von verschiedenen nebeneinander existierenden Richtungen. Diese werden durch verschiedene Werke

<sup>292</sup> Wie bereits in Kapitel 3.2.4 thematisiert.

<sup>293</sup> Aus den Texten schreibender Frauen ergäben sich vermehrt neue Perspektiven und zwar je nachdem, in welchem Jahr die Autorin geboren wurde, also je nachdem welcher Generation sie angehöre (Riatsch & Walther, 1993b, 610).

repräsentiert, von denen einige der Heimatliteratur und andere der im Gegensatz dazu verwendeten Bezeichnung Modernität (oder anderen Kategorien) zugeordnet werden können. Dieses Modell des Agglomerats taugt eher zur Erklärung und Beschreibung des Nebeneinanders der immer wieder Auftretenden heimatliterarischen-bauernepischen Motive und Themen und der durch ästhetische Wertigkeit und literarische Funktion eben dieser Motive erfahrbaren Heterogenität gewisser in Werken auftretender Diskursansätze (Riatsch & Walther, 1993b, 840f., 877).

Ein offensichtlicher thematischer Fokus der rätoromanischen Literatur auf Heimatliteratur und Dorfgeschichten zur Zeit der Renaschientscha Rumantscha ist nicht zu leugnen.<sup>294</sup> Diesen konservativen Tendenzen entsprechend ist davon auszugehen, dass die Darstellung der Frau in einem Grossteil der Literatur der damaligen Zeit ähnlich traditionell orientiert war.

Es gilt jedoch weiterzuverfolgen, inwiefern sich Darstellungen des Weiblichen (in Literatur von Schreibenden jeglichen Geschlechts) in den jeweiligen Werkkontext einordnen lassen und ob sich durch Wertungen oder literarische Funktion einer bestimmten Darstellung eine Heterogenität der Motive feststellen lässt. So wird sich zeigen, wann und wie alternative oder erneuernde Strömungen und Perspektiven die Denkfiguren des Weiblichen erweitern, ob das Phänomen der Gleichzeitigen Ungleichzeitigkeit auch bei der Darstellung der Weiblichkeit anzutreffen ist und ob sich auch Erweiterungen dieser Denkfiguren finden, die sich auf den rätoromanischen Kontext zurückführen lassen.

### 2.2.7 Die Qualitätsfrage und ihr Einfluss auf diese Arbeit

Wie einleitend bereits angesprochen, ist auch die Frage nach der Qualität der Literatur eine vielbesprochene Thematik bei Kleinsprachen. Der in den vorherigen Abschnitten bereits oft zitierte Camartin war ernüchtert über die mangelnde Qualität, die sich seiner Meinung nach vor allem im Vergleich mit anderen, grösseren Literaturen zeige.<sup>295</sup> Solche «Mängel» werden dann mit vielen der bereits thematisierten Merkmalen von Kleinsprachen begründet: mit dem (thematisch, inhaltlichen) Fokus auf Spracherhalt, mit fehlender Modernität und Variation in Form, Stil und Inhalt, dass eine Minderheitensprache durch die Spracherhaltungsbewegung zwar durchaus mehr Schreibende hervorbringt, diese deswegen jedoch nicht zwangsläufig gute Texte schaffen.<sup>296</sup> Untersuchungen in Kleinsprachen fokussierten deswegen lange Zeit auf der Funktion des Textes innerhalb des ihm zugeschriebenen Leserkreises. Dies kann jedoch zu einer Trivialisierung der Literatur führen, da ihr lediglich eine bestimmte Funktion zugesprochen wird und andere Qualitäten übersehen werden können.<sup>297</sup>

Sowohl die Untersuchung der Literatur einer Kleinsprache im Vergleich zu grösseren Literaturen als auch Analysen, die einzig auf dem Kontext der Kleinsprache beruhen, können also gesondert nicht fruchtbar sein. Riatsch und Walther fassen diese Problematik in *Literatur und Kleinsprache* folgendermassen zusammen:

<sup>294</sup> Riatsch stellt jedoch die Relevanz einer solchen thematischen Klassifizierung und dadurch Wertung infrage (Riatsch & Walther, 1993b, 834f.).

<sup>295</sup> Er klagte unter anderem über einen «mangelnden ästhetischen Regelkanon» (Camartin, 1985, 252) oder das Fehlen von «komplizierten Geflechten ästhetischer Beziehungen» (Camartin, 1976, 256).

<sup>296</sup> Sie veranlasst manche Forschende gar dazu, sich um der Literatur Willen zu wünschen, die rätoromanische Literatur hätte sich nie Gedanken um ihr Überleben gemacht (Camartin, 1976, 245).

<sup>297</sup> Siehe z. B. Camartin, 1976, 256.

Zu den sich immer wieder stellenden Fragen gehört diejenige nach dem Zusammenhang und der Hierarchie literaturtypologischer und ästhetischer Kategorien. Soll man bündnerromanische Texte grundsätzlich als Beispiele von «Minderheits-, Volks- oder Heimatliteratur» auffassen und – wie dies nach verdächtig stiller Übereinkunft geschieht – mit ästhetischen Fragestellungen verschonen? Oder soll man umgekehrt davon ausgehen, dass die Qualität eines Textes von vielem (unter anderem von den Lesenden) abhängt, aber nicht im Geringsten von der Anzahl Menschen, die die entsprechende Sprache benutzen?

Ganz offensichtlich sind beide Voraussetzungen so wahrheitshaltig wie irreführend. Wer Texte ohne Einbezug ihres gesellschaftlichen «Rahmens» zu lesen meint, ersetzt einfach den «Rahmen» des Textes durch diejenigen der Lesenden. Wer umgekehrt in jedem Fall von «Rahmen»-Begriffen à la «Volksliteratur» ausgeht, befrachtet seine Lektüre mit Vorurteilen und riskiert, über ungelesene Texte so viel zu wissen, dass sich ihre Lektüre nicht mehr lohnt. Wer Unvoreingenommenheit simuliert, riskiert, mit «Kanonen auf Spatzen zu schießen», mit einem an ästhetisch hochqualifizierten Texten entwickelten Begriffsapparat, dem in anderer als ästhetischer Hinsicht komplexen, «volkstümlichen» Text nicht gerecht zu werden. Wer sich auf sein literaturtypologisches «Wissen» verlässt, riskiert, «alles über den gleichen Leisten zu schlagen» und damit ästhetische Qualitäten auch da nicht wahrzunehmen, wo die Texte dazu Anlass geben.

(Riatsch & Walther, 1993a, 7f.).

Es bleibt scheinbar nichts anderes übrig, als alle die oben genannten Aspekte zu berücksichtigen. In die literaturwissenschaftlichen Analysen dieser Arbeit wird deswegen sowohl der textinterne als auch der textexterne Kontext miteinbezogen. Der Text selbst muss auf seine innere Beschaffenheit untersucht werden. Mittel zur Bewältigung dieser Problematik in dieser Untersuchung ist die Analyse mittels der Denkfiguren. Sie können sowohl im textinternen als auch im textexternen Kontext betrachtet werden.

Bezüglich des textinternen Kontexts wird einerseits gefragt, wie die Denkfiguren im Text semantisch und stilistisch dargestellt werden (textinterner Mikrokontext). Andererseits stellt sich die Frage, wie diese Figurationen auf der thematischen Ebene, in Bezug auf Plot, Story und erzählerisches Modell dastehen (textinterner Makrokontext). Alle diese Faktoren konstituieren die Denkfigur im Spannungsfeld zwischen Reproduktion und Innovation.

Weiter wird die Denkfigur im textexternen Kontext betrachtet, der sich aus Diskursen, historisch-kulturellen Begebenheiten, Schaffenskontext, Bezug zu Leserschaft, Werk und Autor:in etc. ergibt. Diese Einordnung hilft dabei, über die Darstellung von Weiblichkeit in der rätoromanischen Literatur zu reflektieren, darüber, wie Denkfiguren in den rätoromanischen Kontext eingehen, mit diesem interagieren und wie sie sich durch diesen verändern.

Auf diese Weise soll einerseits dem Kontext in Bezug auf Lesepublikum und Minderheitenliteratur Rechnung getragen werden und andererseits trotzdem die Frage nach der ästhetischen und erzählerischen (respektive literarischen) Qualität nicht ausser Acht gelassen werden.